



Leseprobe

George R.R. Martin, Gardner Dozois

Königin im Exil und 20 weitere Kurzromane

"Spannende Handlung, dichte Atmosphäre und sympathische Figuren [...] Ein schöner genreübergreifender Kurzgeschichten-Band mit großartigen Abenteuern." *Ruhr Nachrichten*

Bestellen Sie mit einem Klick für 16,99 €



Seiten: 1120

Erscheinungstermin: 20. April 2015

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Gefährliche Frauen aller Art – Kriegerinnen, Königinnen, Zauberinnen und viele mehr – sind das Thema dieser spannenden Anthologie. Sie enthält 21 bislang unveröffentlichte Erzählungen von Bestsellerautoren wie Joe Abercrombie, Brandon Sanderson und Diana Gabaldon – die eine brandneue Outlander-Story beisteuert. Kernstück und Höhepunkt dieser Sammlung ist ein Kurzroman aus der Feder von George R.R. Martin über den »Tanz der Drachen«, jenen großen Bürgerkrieg, an dem der Kontinent Westeros zweihundert Jahre vor den Ereignissen in der Saga Das Lied von Eis und Feuer beinahe zerbrochen wäre.



Autor

George R.R. Martin, Gardner Dozois

George Raymond Richard Martin wurde 1948 in New Jersey geboren. Sein Bestseller-Epos *Das Lied von Eis und Feuer* wurde als die vielfach ausgezeichnete Fernsehserie *Game of Thrones* verfilmt. George R.R. Martin wurde u. a. sechsmal der Hugo Award, zweimal der Nebula Award, dreimal der World Fantasy Award (u.a. für sein Lebenswerk und besondere Verdienste um die Fantasy) und dreimal der Locus Poll Award verliehen. 2013 errang er den ersten Platz beim Deutschen Phantastik Preis für den

George R. R. Martin & Gardner Dozois
präsentieren

KÖNIGIN IM EXIL

und 20 weitere Kurzromane

George R. R. Martin & Gardner Dozois

präsentieren

Königin im Exil

und 20 weitere Kurzromane

Übersetzt von Andreas Helweg, Karin König,
Barbara Schnell und Wolfgang Thon

blanvalet

Die Originalausgabe erschien 2013 unter dem Titel
»Dangerous Women« bei Tor Books, New York.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Salzer Alpin wird produziert von UPM, Schongau
und geliefert von Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Mai 2015
bei Blanvalet, einem Unternehmen der Verlagsgruppe
Random House GmbH, München

Copyright © by George R. R. Martin & Gardner Dozois
Published by agreement with the author and author's agents,
Lotts Agency, Ltd.

Copyright der einzelnen Romane: siehe am Ende des Buches
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2015

by Blanvalet Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung und -illustration: © Isabelle Hirtz, Inkcraft
HK · Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN: 978-3-7341-6012-7

www.blanvalet.de

INHALT

Gardner Dozois: Einführung	7
Joe Abercrombie: Welch ein Desperado!	15
Megan Abbott: Entweder ist mein Herz gebrochen . . .	45
Cecelia Holland: Noras Lied	81
Melinda Snodgrass: Die Hände, die nicht da sind	119
Jim Butcher: Bombige Muscheln	161
Carrie Vaughn: Raisa Stepanowa	235
Joe R. Lansdale: Ringen mit Jesus	277
Megan Lindholm: Nachbarn	323
Lawrence Block: Ich weiß, wie man sie rauspickt	381
Brandon Sanderson: Schatten für Stille in den Waldungen der Hölle	411
Sharon Kay Penman: Königin im Exil	483
Lev Grossman: Das Mädchen im Spiegel	527

Nancy Kress: Zweite Arabesque, sehr langsam	561
Diana Rowland: Stadtlazarus	607
Diana Gabaldon: Unschuldengel	645
Sherrilyn Kenyon: Die Hölle kennt keinen Zorn	753
S. M. Stirling: Verkünder der Strafe	777
Sam Sykes: Benenne die Bestie	827
Pat Cadigan: Kümmerer	855
Caroline Spector: Lügen, die meine Mutter mir erzählt hat	913
George R. R. Martin: Die Prinzessin und die Königin oder die Schwarzen und die Grünen	991

EINFÜHRUNG VON GARDNER DOZOIS

Übersetzt von Wolfgang Thon

Die Belletristik war immer schon geteilter Ansicht, *wie* gefährlich Frauen wirklich sind.

In der realen Welt ist diese Frage natürlich längst geklärt. Selbst wenn Amazonen mythische Wesen sind (und wenn sie es nicht wären, hätten sie sich höchstwahrscheinlich nicht die rechte Brust amputiert, um ihren Bogen leichter spannen zu können), wurden die Legenden um sie von den wilden Kriegerinnen der Skythen inspiriert, die ganz sicher keine mythologischen Wesen waren. Gladiatorinnen fochten in den Arenen des antiken Roms bis zum Tod gegen andere Frauen – und manchmal auch gegen Männer. Es gab weibliche Piraten wie Anne Bonny und Mary Read und sogar weibliche Samurai. Frauen dienten im Zweiten Weltkrieg in der russischen Armee an der Front und waren ob ihrer Wildheit gefürchtet. In Israel tun sie das heute noch. Bis zum Jahr 2013 war für Frauen der Dienst in der Armee der US-Streitkräfte auf Funktionen beschränkt, in denen sie nicht an Kampfhandlungen teilnehmen konnten. Trotzdem haben viele tapfere Frauen in Irak und Afghanistan ihr Leben gelassen, da sich weder Kugeln noch Landminen je darum gekümmert haben, ob man Zivilist ist oder nicht. Frauen, die für die Vereinigten Staaten während des Zweiten Weltkriegs als Pilotinnen dienten, durften ebenfalls nicht aktiv an Kampfhandlungen teilnehmen. Trotzdem wurden viele von ihnen während der Ausübung ihrer Pflicht getötet. Rus-

sische Frauen dagegen griffen als Kampfpilotinnen in das Geschehen ein und wurden manchmal sogar Fliegerasse. Eine russische Scharfschützin bekam während des Zweiten Weltkriegs mehr als fünfzig Abschüsse zugeschrieben. Königin Boudicca vom Stamm der Icener führte eine der furchteinflößendsten Revolten gegen das Römische Imperium an, die es je gegeben hatte, und es wäre ihr beinahe gelungen, die römischen Invasoren aus Britannien zu vertreiben. Ein junges französisches Bauernmädchen inspirierte die französischen Truppen und führte sie so erfolgreich gegen den Feind, dass sie ewigen Ruhm erntete und als Jeanne d'Arc, Jungfrau von Orleans, unsterblich wurde.

Auf der dunklen Seite gab es weibliche Straßenräuber wie zum Beispiel Mary Frith, Lady Katherine Ferrers und Pearl Hart. Letztere war die letzte Person, die jemals eine Postkutsche ausraubte. Dazu gesellten sich berüchtigte Giftmörderinnen wie Agrippina und Caterina de' Medici, moderne weibliche Verbrecherinnen wie Ma Barker und Bonnie Parker und sogar Serienmörderinnen wie Aileen Wuornos. Elizabeth Báthory soll angeblich im Blut von Jungfrauen gebadet haben, und selbst wenn das mittlerweile fraglich scheint, besteht kein Zweifel daran, dass sie in ihrem Leben Dutzende, vielleicht sogar Hunderte von Kindern gefoltert und ermordet hat. Königin Maria I. von England hat Hunderte von Protestanten auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen; Königin Elizabeth von England hat das später mit der Hinrichtung einer großen Zahl von Katholiken vergolten. Die wahnsinnige Königin Ranavalona von Madagaskar hat so viele Leute mit dem Tod bestraft, dass sie während ihrer Regentschaft fast ein Drittel der gesamten Bevölkerung Madagaskars auslöschte. Sie ließ Leute exekutieren, nur weil sie ihr im Traum erschienen waren.

Unterhaltungsliteratur hatte jedoch schon immer einen sehr schizophrenden Blick auf die Gefährlichkeit von Frauen. In den Science-Fiction-Romanen der dreißiger, vierziger und

fünfziger Jahre war die Rolle von Frauen, falls sie überhaupt auftauchten, im Allgemeinen auf die Person der wunderschönen Tochter des Wissenschaftlers beschränkt, die während der Kampfszenen möglicherweise kreischte, aber ansonsten wenig mehr zu tun hatte, als anschließend schmachmend am Arm des Helden zu hängen. Legionen von Frauen schwanden vor Hilflosigkeit die Sinne, während sie darauf warteten, von dem unerschrockenen Helden mit seinem kantigen Kinn vor allem Möglichen gerettet zu werden, angefangen bei Drachen bis hin zu glupschäugigen Monstern, die sie immer, zumindest wenn man den Covern der Trivial-SF-Magazine glauben durfte, für höchst unersprießliche Zwecke wegzuschleppen trachteten, sei es um den Speiseplan zu bereichern oder für romantischere Zwecke. Hoffnungslos zappelnde Frauen wurden an Bahngleise gefesselt, ohne dass ihnen etwas anderes übrig blieb, als quiekend zu protestieren und darauf zu hoffen, dass der Gute rechtzeitig auftauchte, um sie zu retten.

Gleichzeitig jedoch konnten Kriegerinnen wie Edgar Rice Burroughs' *Dejah Toris* und *Thuvia*, das Mädchen vom Mars, ebenso gut mit der Klinge umgehen und waren ebenso tödlich im Kampf wie John Carter und ihre anderen männlichen Kameraden. Weibliche Abenteurerinnen wie C. L. Moores *Jirel von Joiry* bahnten sich tollkühn den Weg durch die Seiten von *Weird-Tales*-Magazinen und schlugen dabei eine Breche für spätere weibliche Draufgängerinnen wie zum Beispiel Joanna Russ' *Alyx*. James H. Schmitz schickte Agenten der Vega wie *Granny Wannatel* und furchtlose Teenager wie *Telzey Amberdon* und *Trigger Argee* in die Schlacht gegen finstere Bedrohungen und Monster aus dem Weltall. Robert A. Heinleins gefährliche Frauen waren durchaus fähig, als Kapitän eines Raumschiffes zu dienen, und vermochten Feinde im Nahkampf zu erledigen. Sir Arthur Conan Doyles schlaue und düstere *Irene Adler* war eine der ganz wenigen Personen, die Sherlock Holmes jemals übertölpeln konnten,

und wahrscheinlich eine Quelle der Inspiration für die Legionen von raffinierten, gefährlichen, verführerischen und hinterhältigen Femmes fatales, die in den Werken von Dashiell Hammett und James M. Cain auftauchten und später zu Dutzenden im Film noir reüssierten. Sie sind bis heute in Filmen und Fernsehproduktionen zu sehen. Spätere TV-Heldinnen wie *Buffy, die Vampirjägerin* und *Xena, die Kriegerprinzessin* etablierten die Wahrnehmung der Frau als furchteinflößend und tödlich genug, um Horden von fürchterlichen, übernatürlichen Bedrohungen zu bekämpfen, und halfen bei der Entstehung des Subgenres der paranormalen Romanze, was inoffiziell manchmal auch »Kick Ass Heroine«-Genre genannt wird.

Da unsere Anthologie *Königin im Exil* als genreübergreifende Anthologie verstanden wird, eine, in der sich alle Arten von Fiktion versammeln, haben wir Schreiber, Frauen und Männer, aus jedem Genre, der Science-Fiction, der Fantasy, dem Krimi, historischen Romanen, Horror, Paranormal Romance, gebeten, das Thema »Gefährliche Frauen« anzugehen. Unser Ruf wurde von den besten Schreibern erhört, sowohl von Neulingen als auch von Titanen auf ihrem Gebiet, wie zum Beispiel Diana Gabaldon, Jim Butcher, Sharon Kay Penman, Joe Abercrombie, Carrie Vaughn, Joe R. Lansdale, Lawrence Block, Cecelia Holland, Brandon Sanderson, Sherilynn Kenyon, S. M. Stirling, Nancy Kress und George R. R. Martin.

Sie werden hier keine hilflosen Opfer finden, die furchtsam wimmernd zusehen, wie der männliche Held die Monster bekämpft oder mit dem Bösewicht die Klängen kreuzt; falls Sie *diese* Frauen an Straßenbahnschienen ketten wollen, dürfen Sie sich auf einen erbitterten Kampf gefasst machen. Stattdessen finden Sie hier schwertschwingende Kriegerinnen, unerschrockene Kampfpilotinnen und weitgereiste Raumfahrerinnen, tödliche Serienmörderinnen, furchteinflößende Superheldinnen, raffinierte und verführerische

Femmes fatales und Zauberinnen, ausgekochte böse Mädchen, weibliche Banditen und Rebellinnen, kampfbereite weibliche Überlebende postapokalyptischer Zukünfte, Privatdetektivinnen, strenge, gnadenlose Richterinnen, hochmütige Königinnen, die Nationen regieren und deren Eifersucht und Ehrgeiz Tausende in einen grauenvollen Tod schicken, wagemutige Drachenreiterinnen und noch viele mehr.

Viel Vergnügen!

JOE ABERCROMBIE

Wie die spannende, schnelle und actiongeladene Geschichte, die jetzt folgt, demonstriert, kann die Verfolgung eines Flüchtligen manchmal für die Jäger ebenso gefährlich sein wie für die Gejagte – vor allem, wenn die Beute mit dem Rücken an der Wand steht...

Joe Abercrombie ist einer der leuchtenden Sterne der zeitgenössischen Fantasy. Er wird von Lesern und Kritikern gleichermaßen für seine harte und nüchterne Herangehensweise an das Genre gelobt und ist vor allem durch seine Klingen-Trilogie bekannt geworden. Der erste Roman *Kriegsklingen* wurde im Jahr 2006 veröffentlicht; ihm folgten in den nächsten Jahren *Feuerklingen* und *Königsklingen*. Er hat auch die beiden Einzeltitel *Racheklingen* und *Heldenklingen* geschrieben. Sein neuester Roman ist *Blutklingen*. Außer als Schriftsteller arbeitet Abercrombie auch als freiberuflicher Filmcutter und lebt und wirkt in London.

WELCH EIN DESPERADO!

Übersetzt von Wolfgang Thon

Shy rammte dem Pferd die Hacken in die Flanke. Die Vorderläufe des Tieres gaben nach, und bevor sie auch nur wusste, wie ihr geschah, hatte sich ihr Sattel von ihr verabschiedet.

Ihr wurde ein kurzer, armrudernder luftiger Moment gewährt, um die Lage zu sondieren. Nur war sie nicht sonderlich gut darin, irgendetwas auf die Schnelle einzuschätzen, und die ihr entgegensaurende Erde ließ ihr keine Zeit für eine genauere Prüfung. Sie versuchte so gut wie möglich, sich nach der Landung abzurollen, wie sie es bei den meisten ihrer Missgeschicke versucht hatte, aber der Boden spielte nicht mit; er entrollte sie, klopfte sie ordentlich durch und schleuderte sie dann Hals über Kopf in einen von der Sonne ausgedörrten Busch.

Langsam legte sich der Staub.

Sie nahm sich einen Moment Zeit, um Atem zu schöpfen. Dann einen zweiten, um zu stöhnen, als die Welt aufhörte, sich um sie herum zu drehen. Und noch einen, in dem sie vorsichtig einen Arm und ein Bein bewegte und auf den ekelerregenden Schmerz wartete, der ihr sagen würde, dass etwas gebrochen und der erbärmliche Abklatsch ihres Lebens zu Staub zerronnen war. Sie hätte diese Information begrüßt, wenn sie sich dann einfach hätte ausstrecken und aufhören können wegzulaufen. Doch der Schmerz kam nicht. Jedenfalls überstieg er nicht den gewohnten Rahmen. Was

ihr elendes Leben anging, erwartete sie also weiterhin den Urteilsspruch.

Shy rappelte sich hoch, zerkratzt, zerschlagen, vollkommen staubbedeckt, und spuckte Sandkörner aus. Sie hatte in den letzten Monaten viel zu viel Dreck geschluckt, aber ihr schwante, dass das noch nicht alles gewesen war. Ihr Pferd lag ein paar Schritte von ihr entfernt. Die schweißbedeckte Flanke des Tieres hob und senkte sich bebend, und seine Vorderläufe waren schwarz von Blut. Nearys Pfeil hatte es in die Schulter getroffen, war jedoch nicht tief genug eingedrungen, um das Pferd zu töten oder es merklich zu verlangsamen. Aber er saß so tief, dass es ständig Blut verlor. So hart wie sie geritten war, hatte sie das Tier ebenso sicher getötet, als wäre ihm der Pfeil ins Herz gedrungen.

Früher einmal hatte Shy Pferde gemocht. Damals war sie ungewöhnlich liebevoll zu Tieren gewesen, obwohl sie Menschen oft abweisend behandelt hatte, meistens zu Recht. Das war schon lange her. Jetzt hatte Shy nichts Liebevolleres mehr an sich und nichts Weiches, weder am Körper noch im Kopf. Also überließ sie das Tier seinen letzten, von rotem Schaum begleiteten Atemzügen, ohne es tröstend zu streicheln, und machte sich auf den Weg in die Stadt. Zuerst trottete sie nur, aber schon bald gefiel ihr diese körperliche Anstrengung. Was Laufen anging, hatte sie einen ganzen Haufen Übung.

»Stadt« war eine Übertreibung. Der Ort bestand aus sechs Gebäuden, wobei für zwei oder drei die Bezeichnung »Gebäude« äußerst wohlwollend war. Sie bestanden aus unbehauenen Holz, ein rechter Winkel war offenbar ein Fremdwort, sie waren von der Sonne verbrannt, vom Regen ausgebleicht und verstaubt. Sie scharten sich um einen schmutzigen Platz und einen Brunnen, dessen steinerne Fassung zerbröckelte.

Das größte Gebäude sah aus wie ein Saloon, ein Bordell oder eine Handelsniederlassung und war wahrscheinlich alles drei gleichzeitig. Ein wackeliges Schild klammerte sich

an die Bretter über dem Eingang, aber der Wind und der Sand hatten den Namen darauf zu ein paar grauen Streifen auf der Maserung des Holzes abgeschliffen. *Nichts und nirgendwo*, war alles, was es jetzt noch verkündete. Sie lief die Treppe hoch, nahm zwei Stufen auf einmal. Die alten Bretter ächzten unter ihren nackten Füßen. Ihre Gedanken überschlugen sich, als sie überlegte, was sie tun würde, sobald sie drin war, mit welchen Lügen sie die Wahrheit würzen musste, um das glaubwürdigste Rezept zusammenzuköcheln.

Ich werde von Männern gejagt! Sie rang nach Luft, als sie in der Tür stand, und gab sich Mühe, vollkommen verzweifelt auszusehen. Was ihr im Augenblick nicht sonderlich schwerfiel; genau genommen war es in keinem Moment der letzten zwölf Monate schwierig gewesen.

Diese Mistkerle sind zu dritt! Dann weiter, vorausgesetzt niemand erkannte sie aufgrund ihrer vielen Steckbriefe: *Sie haben versucht, mich auszurauben!* Das war eine Tatsache. Unnötig hinzuzufügen, dass sie das Geld selbst der neuen Bank in Hommenaw geraubt hatte, und zwar in Begleitung ebendieser drei ehrenwerten Herrschaften sowie eines Vierten, der allerdings von den zuständigen Behörden erwischt worden war und mittlerweile längst am Galgen baumelte.

Sie haben meinen Bruder ermordet! Sie sind im Blutrausch! Ihr Bruder saß sicher zu Hause, wo sie auch gerne gewesen wäre, und wenn ihre Verfolger trunken waren, dann höchstwahrscheinlich von billigem Fusel, wie gewöhnlich. Aber sie würde all das mit diesem kleinen Triller in ihrer Kehle herausschreien. Shy konnte sehr gut trällern, wenn es sein musste. Sie hatte es geübt. Sie stellte sich vor, wie die Stammgäste aufsprangen, bemüht, einer Frau in Not zu Hilfe zu eilen. *Sie haben mein Pferd erschossen!* Sie musste einräumen, wie wenig wahrscheinlich es war, dass jemand, der hier draußen leben wollte, deshalb vor lauter Ritterlichkeit

ins Schwitzen kam, aber vielleicht würde ihr das Schicksal dieses eine Mal gnädig gestimmt sein.

So etwas kam doch sicher hin und wieder vor ...

Sie trat durch die Schwingtür des Saloons und öffnete den Mund, um mit ihrer Geschichte loszulegen, blieb dann aber wie angewurzelt stehen.

Der Laden war leer.

Was nicht hieß, es war einfach nur niemand anwesend, sondern es war *gar nichts* da. In dem gesamten Schankraum befand sich nicht das kleinste Möbelstück. Eine schmale Treppe führte an der Wand links von ihr zu einer Galerie hoch, auf der leere Türöffnungen gähnten. Überall funkelte Licht, wo die aufgehende Sonne ihre Strahlen durch die vielen Löcher in dem schlecht gezimmerten Dach bohrte. Möglicherweise lief immerhin eine Echse durch die allgegenwärtigen Schatten, und alles war von einer dicken Staubschicht bedeckt, die sämtliche Oberflächen grau färbte und sich in jeder Ecke häufte. Shy stand einen Moment da und blinzelte, dann stürmte sie zurück, die baufällige Veranda entlang zum nächsten Gebäude. Als sie die Tür aufstieß, fiel sie von ihren rostigen Angeln.

Dieses Haus hatte nicht einmal ein Dach oder einen Boden. Nur blanke Dachbalken, zwischen denen der gleichgültige, rosafarbene Himmel schimmerte, und kahle Bodenplatten mit einer staubigen Fläche dazwischen, die ebenso trostlos aussah wie die endlosen Meilen Staub draußen.

Als sie wieder auf die Straße trat und ihr Blick nicht mehr von Hoffnung getrübt war, erkannte sie es. In den Fenstern war kein Glas, nicht einmal Wachspapier. Neben dem zerfallenen Brunnen lag kein Seil. Nirgendwo waren Tiere zu sehen, bis auf ihr totes Pferd, was die ganze Sache nur noch zu betonen schien.

Das hier war die vertrocknete Hülle einer Stadt, die schon lange tot war.

Shy stand auf dem verlassenen Platz, auf den Ballen ihrer

nackten Füße, als wollte sie irgendwohin losrennen, wüsste nur nicht, wohin. Sie schlang einen Arm um sich, während die Finger ihrer anderen Hand ziellos zuckten und flatterten. Sie biss sich auf die Lippen und sog die Luft scharf und schnell durch den schmalen Spalt ihrer Schneidezähne.

Selbst nach ihren derzeitigen, nicht allzu optimistischen Maßstäben war das ein mieser Augenblick. Aber sie hatte in den letzten Monaten gelernt, dass man immer noch tiefer sinken konnte. Als sie in die Richtung blickte, aus der sie gekommen war, sah sie die Staubwolke. Drei kleine graue Staubfahnen erhoben sich in der schimmernden Hitze über dem grauen Land.

»Ach, zur Hölle!«, flüsterte sie und biss sich fester auf die Lippe. Sie zog das Küchenmesser aus dem Gürtel und wischte den lächerlichen Metallsplitter an ihrem schmutzigen Hemd ab, als würde es ihre Chancen verbessern, wenn sie das Messer reinigte. Man hatte Shy schon oft vorgeworfen, sie hätte eine sehr rege Fantasie, trotzdem fiel es ihr schwer, sich eine erbärmlichere Waffe vorzustellen. Sie hätte gelacht, wenn sie nicht kurz davor gewesen wäre zu weinen. Wenn sie darüber nachdachte, musste sie zugeben, dass sie in den letzten Monaten viel zu oft den Tränen nahe gewesen war.

Wie hatte es nur so weit kommen können?

Diese Frage hätte einem Mädchen, das sitzen gelassen worden war, besser angestanden als einer Gesetzlosen, auf deren Kopf viertausend Silbermünzen ausgesetzt waren. Trotzdem stellte sie sich diese Frage immer wieder. Sie war wirklich ein toller Desperado! Gut, Desperados wurden gehetzt, und darin war sie Expertin, aber der Rest war ihr nach wie vor ein Rätsel. Die traurige Wahrheit lautete jedoch, dass sie ganz genau wusste, wie es zu alledem hatte kommen können, nämlich so wie immer. Ein Desaster folgte so schnell dem nächsten, dass sie förmlich zwischen ihnen hin und her hüpfte wie eine Motte, die in einer Laterne gefangen war.

Dann stellte sie sich die zweite, übliche Frage, die der ersten stets unmittelbar folgte.

Was, verflucht, sollte sie jetzt machen?

Sie zog den Bauch ein, was sie zurzeit wenig Mühe kostete, und nahm den Beutel an der Zugkordel aus der Tasche. Die Münzen klickten auf diese besondere Weise, die nur Geld macht. Zweitausend Mäuse in Silber, mehr oder weniger. Eigentlich hätte man denken können, dass eine Bank mehr Geld aufbewahrte. Den Kunden erzählten sie immer, dass sie jederzeit fünfzigtausend Dollar bereit hätten. Wie sich herausstellte, konnte man Banken ebenso wenig trauen wie Bankräubern.

Sie streckte die Hand in den Beutel, nahm eine Handvoll Münzen heraus und verstreute das Geld auf der Straße. Es schimmerte im Staub. Sie tat das aus demselben Grund wie fast alles, was sie zurzeit machte, instinktiv, ohne genau zu wissen, warum. Vielleicht schätzte sie ihr Leben ja höher ein als zweitausend Silberstücke, auch wenn niemand sonst das tat. Vielleicht hoffte sie, dass sie einfach das Silber nehmen und sie in Ruhe lassen würden. Sie hatte noch nicht darüber nachgedacht, was sie tun sollte, wenn man sie in dieser Geisterstadt zurückließ, ohne Pferd, Essen oder eine Waffe. Und ganz sicher hatte sie keinen Plan geschmiedet, jedenfalls keinen, der besonders wasserdicht gewesen wäre. Diese lückenhafte Planung war schon immer ihr Problem gewesen.

Sie verteilte die funkelnden Silbermünzen, als streute sie Saat auf dem Hof ihrer Mutter aus, viele Meilen, viele Jahre und ein Dutzend brutaler Morde weit entfernt. Wer hätte je gedacht, dass sie diesen Ort vermissen würde? Dieses vollkommen verarmte Haus, die heruntergekommene Scheune und die Zäune, die immer repariert werden mussten. Oder die störrische Kuh, die niemals Milch gab, die widerspenstige Zisterne, die nie Wasser lieferte, und die eigensinnige Erde, in der nur Unkraut gedieh. Ihre dickköpfige kleine

Schwester und ihren genauso dickköpfigen Bruder. Oder den großen, narbigen, schwachsinnigen Lamb. Was würde Shy nicht dafür geben, jetzt die schrille Stimme ihrer Mutter zu hören, die sie ausschimpfte. Sie schniefte heftig. Ihre Nase tat weh, und ihre Augen brannten. Sie fuhr mit der Rückseite ihres ausgefransten Ärmels darüber. Keine Zeit für tränenreiche Erinnerungen. Sie sah jetzt unter den Staubfahnen die drei dunklen Punkte der Reiter. Sie schleuderte den leeren Beutel weg, lief zum Saloon zurück und ...

»Au!« Sie hüpfte auf einem Bein über die Schwelle, nachdem sie sich die nackte Fußsohle an einem hervorstehenden Nagel aufgerissen hatte. Die Welt war nichts weiter als ein gemeiner Schläger, das war Tatsache. Selbst wenn einem ein großes Unglück auf den Kopf zu fallen droht, nutzen auch kleine Missgeschicke jede Gelegenheit, einem in die Wade zu beißen. Hätte sie doch nur die Chance gehabt, sich ihre Stiefel zu schnappen! Und wenn auch nur, um einen Hauch von Würde zu bewahren. Aber sie hatte, was sie hatte, und auf dieser kurzen Liste standen weder Stiefel noch Würde. Und auch hundert große Wünsche waren keine einzige, noch so kleine Tatsache wert, wie Lamb immer wieder monoton wiederholte, wenn sie ihn und ihre Mutter, ihre Geschwister und ihr Schicksal verfluchte und schwor, dass sie am nächsten Morgen verschwinden würde.

Shy erinnerte sich daran, wie sie damals gewesen war. Sie wünschte, sie könnte ihrem früheren Selbst eins in die Fresse hauen. Nun, das konnte sie immer noch, wenn sie erst einmal aus diesem Schlamassel heraus war.

Zuerst aber galt es, eine ganze Prozession von anderen schlagbereiten Fäusten zu überstehen.

Sie lief die Treppe hinauf, leicht humpelnd und laut fluchend. Als sie das Obergeschoss erreichte, sah sie, dass sie auf jeder Stufe Abdrücke ihrer blutigen Zehen hinterlassen hatte. Sie kam sich ziemlich blöd vor, weil sie diese feucht schimmernde Spur hinterließ, die direkt bis zu ihrem Bein

führte, als sich so etwas wie eine Idee schüchtern durch ihre aufkeimende Panik drängte.

Sie ging zurück zur Galerie und in einen leeren Raum am Ende der Empore, wobei sie darauf achtete, ihren blutigen Fuß fest aufzusetzen. In dem Zimmer hob sie den Fuß an, packte ihn mit einer Hand, um die Blutung zu stoppen, und hüpfte den Weg zurück, den sie gekommen war, bis in den ersten Raum neben dem Treppenabsatz, wo sie sich in den Schatten neben der Türöffnung drückte.

Zweifellos ein armseliger Versuch. Genauso erbärmlich wie ihre nackten Füße, ihr Küchenmesser, ihre Zweitausend-Silberstücke-Beute und ihr großer Traum, es wieder nach Hause in das Scheißloch zu schaffen, das zu verlassen einmal ein anderer großer Traum gewesen war. Es bestand nur eine sehr geringe Chance, dass diese drei Mistkerle darauf hereinfallen würden, auch wenn sie strohdumm waren. Andererseits, was hätte sie sonst tun können?

Wenn man nur noch wenig Einsatz hat, kann man nicht auf große Gewinne hoffen.

Ihr Atem war ihre einzige Gesellschaft. Er füllte die Leere, laut beim Ausatmen, zitternd beim Einatmen, und schmerzte ihr in der Kehle. Es waren die Atemzüge von jemandem, der so viel Angst hatte, dass er sich fast in die Hose schiss, und dem die Ideen ausgegangen waren. Sie konnte einfach nicht sehen, wie sie aus der Sache herauskommen sollte. Sollte sie es jemals wieder zurück zu diesem Hof schaffen, würde sie jeden Morgen, an dem sie aufwachte, aus dem Bett springen und einen kleinen Tanz aufführen, ihrer Mutter einen Kuss für jeden Fluch geben, ihre Schwester und ihren Bruder niemals anfahren und Lamb auch nicht mehr verspotten, weil er ein Feigling war. Sie versprach es und wünschte, sie wäre ein Mensch, der seine Versprechen auch hielt.

Sie hörte Pferdegetrappel auf der Straße und kroch zum Fenster. Von dort aus konnte sie ein Stück der Straße sehen.

Sie warf so vorsichtig einen Blick über das Fensterbrett, als spähte sie in einen Eimer mit Skorpionen.

Da waren sie.

Neary trug die dreckige alte Decke, die er sich mit einem Strick um die Hüfte gebunden hatte. Sein fettiges Haar stand in alle möglichen Richtungen ab, er hielt die Zügel in einer und den Bogen, mit dem er auf Shys Pferd geschossen hatte, in der anderen Hand. Die Klinge der schweren Axt an seinem Gürtel war so makellos sauber, wie der Rest seiner abstoßenden Person verwahrlost war. Dodd hatte seinen ramponierten Hut tief in die Stirn gezogen und hockte mit zusammengezogenen, runden Schultern im Sattel, wie er es immer tat, wenn er mit seinem Bruder zusammen war. Wie ein junger Hund, der einen Schlag erwartet. Shy hätte diesem treulosen Mistkerl gern in diesem Moment einen Schlag versetzt. Einen für den Anfang. Dann war da noch Jeg. Er saß hoch aufgerichtet im Sattel wie ein vornehmer Herr in seinem langen roten Mantel, dessen schmutzige Schöße über den Rumpf seines großen Pferdes hingen, während er die Gebäude höhnisch und verächtlich musterte. Der große Hut, auf den er so stolz war, saß leicht schief auf seinem Kopf wie der Schornstein eines ausgebrannten Farmhauses.

Dodd deutete auf die Münzen, die im Staub rund um den Brunnen lagen. Ein paar von ihnen blitzten in der Sonne. »Sie hat das Silber zurückgelassen.«

»Sieht so aus.« Jegs Stimme war so hart, wie die seines Bruders sanft war.

Sie beobachtete, wie sie abstiegen und ihre Pferde anbanden. Sie ließen sich Zeit. Als würden sie sich nach einem netten Ritt den Staub aus den Kleidern klopfen und sich auf einen hübschen kleinen Abend in kultivierter Gesellschaft freuen. Es gab auch keinen Grund zur Eile. Sie wussten, dass sie hier war, und sie wussten, dass sie nirgendwo hingehen würde. Außerdem wussten sie, dass sie keine Hilfe bekommen würde. Und das wusste sie ebenfalls.

»Mistkerle«, flüsterte Shy und verfluchte den Tag, an dem sie sich mit ihnen eingelassen hatte. Aber man muss sich mit irgendjemandem einlassen, oder nicht? Und man kann sich nur das aussuchen, was im Angebot ist.

Jeg reckte sich, sog die Luft durch die Nase, spuckte aus und zückte dann sein Schwert. Es war der geschwungene Kavalleriesäbel, auf den er so stolz war. Der mit dem protzigen Korb am Griff, den er angeblich bei einem Duell gegen einen Unionsoffizier gewonnen, in Wirklichkeit aber, wie Shy wusste, gestohlen hatte. Ebenso wie alles andere, was er jemals besessen hatte. Wie sie ihn wegen dieses albernen Säbels verspottet hatte! Trotzdem hätte sie nichts dagegen, wenn sie es jetzt in der Hand halten würde und er stattdessen mit ihrem Küchenmesser bewaffnet wäre.

»Smoke!«, brüllte Jeg, und Shy zuckte zusammen. Sie hatte keine Ahnung, wer sich diesen Namen für sie ausgedacht hatte. Irgendein Witzbold hatte ihn auf einen Steckbrief geschrieben, und jetzt benutzten ihn alle. Wahrscheinlich lag das an ihrer Neigung, wie Rauch zu verschwinden. Der Grund könnte aber auch ihre Angewohnheit sein, wie Rauch zu stinken, Leuten in der Kehle stecken zu bleiben und vom Wind verweht zu werden.

»Komm raus, Smoke!« Jegs Stimme peitschte hallend zwischen den toten Fassaden der Gebäude, und Shy schrumpfte in der Dunkelheit ein bisschen weiter zusammen. »Komm raus, dann tun wir dir nicht allzu weh, wenn wir dich finden!«

Von wegen, das Geld nehmen und verschwinden! Sie wollten auch das Kopfgeld, das auf sie ausgesetzt war. Sie drückte ihre Zunge in den Spalt zwischen ihren Zähnen. *Schwanzlutscher*, sagte sie lautlos. Es gibt Männer, die immer mehr wollen, je mehr man ihnen gibt.

»Wir müssen sie holen«, brach Neary die Stille.

»Klar.«

»Ich hab gesagt, wir müssen losgehen und sie suchen.«

»Offenbar pisst du dir vor Freude darüber schon in die Hose, was?«

»Hab nur gesagt, wir müssen sie holen.«

»Hör auf zu quatschen und mach's einfach.«

Sie hörte Dodds leicht atemlose Stimme. »Hör zu, das Silber liegt doch da. Wir könnten es zusammenklauben und verschwinden. Es ist nicht nötig...«

»Sind du und ich wirklich aus demselben verdammten Loch gekrochen?«, verhöhnte Jeg seinen Bruder. »Du bist echt der blödeste Mistkerl von allen.«

»Der Blödeste«, bekräftigte Neary.

»Glaubst du, dass ich die viertausend Kröten den Krähen überlasse?«, erkundigte sich Jeg. »Sammel du das Silber auf, Dodd. Wir reiten derweil die Stute zu.«

»Wo glaubst du, ist sie?«, wollte Neary wissen.

»Ich dachte, du wärst der große Spurenleser?«

»Draußen, in der Wildnis, aber wir sind nicht in der Wildnis.«

Jeg sah spöttisch auf die leeren Gebäude. »Du nennst das hier wohl den Gipfel der Zivilisation, ja?«

Sie sahen sich einen Moment an, während der Staub um ihre Beine von einem Windstoß aufgewirbelt wurde und sich dann wieder legte.

»Sie ist hier irgendwo«, erklärte Neary dann.

»Tatsächlich? Gut, dass ich die laut deiner eigenen Beschreibung schärfsten Augen westlich der Berge bei mir habe, damit ich ihr verdammtes totes Pferd zehn verfluchte Schritte von uns entfernt nicht übersehe. Ja, sie ist hier irgendwo.«

»Wo, glaubst du, ist sie?«

»Wo würdest du dich verstecken?«

Neary betrachtete die Gebäude, und Shy duckte sich rasch, als er mit zusammengekniffenen Augen den Saloon musterte.

»Da, denke ich, aber ich bin nicht sie.«

»Natürlich bist du verflucht noch mal nicht sie. Und weißt du auch, woher ich das weiß? Du hast größere Titten und weniger Hirn. Wenn du sie wärst, müsste ich jetzt verdammt noch mal nicht nach ihr suchen, oder?«

Schweigen. Eine Bö wirbelte Sand auf. »Denke nicht«, erklärte Neary.

Jeg nahm den großen Hut ab, kratzte sich mit den Fingernägeln sein verschwitztes Haar und setzte den Hut dann wieder schräg auf den Kopf. »Sieh du da nach. Ich nehme mir das nächste Haus vor. Aber bring das Miststück nicht um, kapiert? Das halbiert die Belohnung.«

Shy duckte sich tiefer in die Schatten und spürte, wie ihr unter dem Hemd der Schweiß herunterlief. Dass sie auch an einem so elenden Ort erwischt werden musste! Von diesem abgehalfterten Drecksker! Mit nackten Füßen. Sie hatte das nicht verdient. Sie wollte doch nur jemand sein, von dem man sprach. Nicht jemand, den man vergaß, sobald er tot war. Jetzt begriff sie, dass es eine schmale Grenze zwischen zu wenig Aufregung und zu viel davon gab. Aber wie die meisten ihrer etwas lahmen Eingebungen kam ihr auch diese ein Jahr zu spät.

Sie zog die Luft durch die kleine Lücke zwischen ihren Zähnen, als sie hörte, wie Neary über die knarrenden Bretter im Schankraum schlich. Hörte sie da sogar das metallische Klappern der großen Axt? Sie zitterte am ganzen Körper. Sie fühlte sich plötzlich so schwach, dass sie nicht einmal ihr Küchenmesser hochhalten konnte, ganz zu schweigen davon, dass sie damit hätte zustechen können. Vielleicht war es Zeit aufzugeben. Vielleicht sollte sie das Messer durch die Tür werfen und sagen: »Ich komme raus! Ich mache keinen Ärger! Ihr habt gewonnen!« Sie sollte lächeln, nicken, ihnen für ihren Verrat danken und für ihre Freundlichkeit, wenn sie die Scheiße aus ihr heraustraten oder sie auspeitschten, ihr die Beine brachen oder was ihnen sonst noch auf dem Weg zum Galgen so alles einfiel.

Sie hatte genug Leute am Galgen baumeln sehen und das Spektakel nie sonderlich genossen. Sie hatte Leute da stehen sehen, gefesselt, während man ihre Namen und Verbrechen verlas, hatte zugesehen, wie sie auf Begnadigung in letzter Sekunde hofften, die nicht kam, während sich die Schlinge zusammenzog, wie sie schluchzend um Gnade flehten oder wilde Flüche ausstießen, ohne dass irgendetwas davon auch nur den geringsten Unterschied gemacht hätte. Man trat zappelnd ins Leere, die Zunge quoll einem aus dem Mund, und man schiss sich voll, und das zur Belustigung von Abschaum, der nicht besser war als man selbst. Sie stellte sich Jeg und Neary vor, wie sie ganz vorne in dem grinsenden Pöbel vor dem Podest standen und zusahen, wie sie am Ende des Stricks den Diebestanz tanzte. Wahrscheinlich waren sie noch lächerlicher gekleidet, in Klamotten, die sie mit dem Geld von der Belohnung gekauft hatten.

Scheiß auf sie!, sagte sie lautlos in die Dunkelheit. Sie fletschte die Zähne, als sie hörte, wie Neary seinen Fuß auf die unterste Stufe setzte.

Sie war höllisch widerspenstig, die gute Shy. Schon als Kleinkind hatte sie angefangen sich zu überlegen, wie sie etwas anders machen konnte, wenn jemand ihr sagte, wie etwas sein sollte. Ihre Mutter hatte immer behauptet, sie wäre so störrisch wie ein Maultier, und es ihrem Geisterblut zugeschrieben. »Das ist dein verdammtes Geisterblut!«, hatte sie gesagt, als wäre es Shys Entscheidung gewesen, dass sie zu einem Viertel eine Wilde war, und nicht die ihrer Mutter, die sich mit einem wilden, herumstreunenden Halbgeist ins Bett gelegt hatte, der sich, nicht sonderlich überraschend, als ekelhafter Trunkenbold entpuppt hatte.

Shy würde kämpfen. Zweifellos würde sie verlieren, aber sie würde kämpfen. Sie würde diese Mistkerle dazu bringen, sie zu töten, und ihnen damit zumindest die Hälfte der Belohnung wegnehmen. Man sollte nicht denken, dass solche Gedanken einen ruhiger machen konnten, aber bei ihr funk-

tionierte es. Das Küchenmesser zitterte immer noch in ihrer Hand, aber jetzt, weil sie es so fest umklammerte.

Für einen Mann, der sich selbst als einen großartigen Spurenleser bezeichnete, hatte Neary mächtige Probleme damit, leise zu sein. Sie hörte, wie er schnaufend durch die Nase atmete, als er am oberen Treppenabsatz stehen blieb. Er war so nah, dass sie ihn hätte berühren können, wäre nicht die Bretterwand zwischen ihnen gewesen.

Eine Bodendiele knarrte, als er sein Gewicht verlagerte, und Shy spannte sich an, während die Härchen auf ihrer Haut zu Berge standen. Dann sah sie ihn. Er stürmte nicht durch die Tür auf sie zu, die Axt in der Faust und Mordlust in den Augen, sondern schlich langsam die Galerie entlang, den blutigen Fußabdrücken folgend, die sie als Köder ausgelegt hatte. Sein gespannter Bogen zielte genau in die falsche Richtung.

Wenn man Shy ein Geschenk gab, dann hatte sie schon immer lieber mit beiden Händen zugewackelt, statt lange zu überlegen, wie sie sich bedanken könnte. Sie stürzte sich von hinten auf Neary, die Zähne gefletscht und mit einem bösen Knurren. Sein Kopf fuhr herum, und sie sah das Weiße in seinen Augen. Der Bogen folgte seiner Bewegung. Die Pfeilspitze schimmerte in dem spärlichen Licht, das sich durch die Löcher in den Brettern dieses gottverlassenen Ortes verirrte.

Sie duckte sich und warf sich gegen seine Beine. Sie rammte mit der Schulter seinen Schenkel, woraufhin er schmerzhaft knurrte, schob ihren Arm zwischen seine Beine und packte ihr Handgelenk mit der anderen Hand, fest unter Nearys Arsch. Sein säuerlicher Schweißgeruch und der Gestank nach Pferd stiegen ihr in die Nase. Er ließ die Bogensehne los, aber Shy richtete sich bereits auf, knurrend, mit einem wilden Schrei, wuchtete sich mit aller Kraft hoch und hob Neary, trotz seiner Größe, über das Geländer, ebenso geschickt, wie sie einen Sack Getreide auf dem Hof ihrer Mutter hochgehievt hatte.

Er hing einen Moment in der Luft, Mund und Augen vor Schreck weit aufgerissen, dann stürzte er mit einem Keuchen in die Tiefe und zertrümmerte die Bodenbretter im Erdgeschoss.

Shy blinzelte und konnte es kaum glauben. Ihre Kopfhaut brannte, und sie legte vorsichtig einen Finger darauf. Sie erwartete fast, den Pfeil zu ertasten, der in ihrem Schädel steckte, aber als sie sich umdrehte, sah sie, dass er in der Wand hinter ihr gelandet war. Von ihrem Standpunkt aus gesehen, ein erheblich besseres Ergebnis. Aber das Blut klebte in ihren Haaren und lief ihr in die Stirn. Vielleicht hatte das harte Ende des Bogens sie erwischt. Wenn sie sich diesen Bogen holen konnte, hatte sie vielleicht eine Chance. Sie machte einen Schritt zur Treppe, hielt dann jedoch abrupt inne. Jeg stand in der offenen Tür; sein Säbel hob sich wie ein langer, krummer Strich vor der grellen Sonne auf der Straße ab.

»Smoke!«, brüllte er. Sie stürmte wie ein Karnickel von der Galerie, folgte ihrer eigenen Spur aus blutigen Fußabdrücken ins Nichts, hörte, wie Jeg mit seinen schweren Stiefeln zur Treppe trampelte. Sie warf sich aus vollem Lauf mit der Schulter gegen die Tür am Ende der Galerie und landete, in gleißendem Sonnenschein, auf einem Balkon hinter dem Gebäude. Sie sprang mit einem nackten Fuß auf das niedrige Geländer, getreu ihrem Motto, immer das Gegenteil von dem zu tun, was vernünftig war. Sie hoffte einfach, dass sie diesen Sprung irgendwie überstehen würde, statt innezuhalten und nachzudenken. Sie sprang, versuchte, den baufälligen Balkon an dem Gebäude auf der anderen Seite der schmalen Gasse zu erreichen, und ruderte wie wild mit Armen und Beinen, als hätte sie einen Anfall und als würde sie das irgendwie weitertragen.

Sie erwischte das Geländer mit den Händen, krachte mit ihrer Brust gegen das Holz, rutschte herunter, stöhnte, suchte nach Halt, bemühte sich verzweifelt, sich hochzuzie-

hen und über das Geländer zu klettern, spürte, wie etwas nachgab...

Mit gequältem Ächzen brach das ganze verfluchte, verwitterte Ding aus der Wand des Gebäudes.

Wieder wurde Shy ein Moment gewährt, in dem sie mit Händen und Füßen um sich schlagend durch die Luft flog, um über ihre Lage nachzudenken. Aber sie war immer noch nicht besser darin geworden, ihre Situation rasch einzuschätzen. Sie wollte gerade anfangen zu schreien, als ihr alter Feind, der Boden, sie einholte, wie der Boden es immer tat. Er schleuderte ihr linkes Bein hoch, wirbelte sie herum, schlug dann gegen ihre Seite und presste ihr sämtliche Luft aus der Lunge.

Shy hustete, stöhnte und spuckte Dreck aus. Es war nur ein schwacher Trost, dass sie recht behalten hatte, als sie vorhin dachte, es wäre nicht der letzte Mund voll Staub, den sie fressen würde. Sie sah Jeg, der auf dem Balkon stand, von dem sie gesprungen war. Er schob sich den Hut in den Nacken, lachte und verschwand dann wieder in dem Gebäude.

Sie hatte immer noch ein Stück des Geländers in der Hand, auch wenn es ziemlich verrottetes Holz war. Ebenso verrottet wie ihre Hoffnungen. Sie warf es weg, als sie sich herumrollte, und wartete erneut auf dieses widerliche Gefühl, dass sie erledigt war und sich etwas gebrochen hatte. Wieder wartete sie vergeblich. Sie konnte sich bewegen. Sie zog die Füße an und vermutete, dass sie sogar aufstehen könnte. Aber sie nahm sich vor, es einstweilen zu lassen. Es war sehr wahrscheinlich, dass sie es nur noch ein einziges Mal schaffen würde.

Sie befreite sich von den Holztrümmern an der Wand, und ihr Schatten fiel bis zur Tür. Sie stöhnte vor Schmerz, als sie Jeps schwere Schritte hörte. Sie krabbelte auf Hintern und Ellbogen zurück, zog ein Bein nach und hatte das Küchenmesser im Ärmel an ihrem Handgelenk versteckt. Die andere Hand grub sie in den Dreck.

»Wohin willst du denn?« Jeg duckte sich unter den niedrigen Türsturz und trat auf die Gasse. Er war ein großer Mann, aber jetzt kam er ihr vor wie ein Gigant. Er war mindestens einen Kopf größer als Shy, selbst wenn sie stand, und wahrscheinlich fast doppelt so schwer wie sie, selbst wenn sie an diesem Tag etwas gegessen hätte. Er stolzierte zu ihr, die Zunge gegen die Unterlippe gedrückt, so dass sie sich vorwölbte, und den Säbel locker in der Hand. Er genoss seinen großen Auftritt.

»Hast Neary mächtig reingelegt, was?« Er schob den Rand seines Hutes ein wenig hoch und entblößte den sonnengebräunten, staubigen Rand auf seiner Stirn. »Du bist stärker, als du aussiehst. Allerdings ist dieser Bursche so blöd, dass er auch ohne deine Hilfe runtergefallen wäre. Mich verarschst du nicht.«

Das würden sie noch sehen, aber sie wollte ihrem Messer die Antwort überlassen. Auch ein kleines Küchenmesser kann ein verdammt überzeugendes Stück Metall sein, wenn man es in die richtige Stelle eines Körpers steckt. Sie krabbelte weiter zurück und trat Staub hoch, damit es so aussah, als würde sie vergeblich versuchen hochzukommen. Dann sackte sie mit einem Wimmern zurück, als sie ihren linken Fuß aufsetzte. Es kostete sie keine allzu große Mühe, auszuweichen, als wäre sie schwer verletzt. Sie spürte, wie Blut über ihre Stirn quoll. Es kitzelte. Jeg trat aus dem Schatten. Die tief stehende Sonne schien ihm ins Gesicht, und er blinzelte. Genau das hatte sie gewollt.

»Ich erinnere mich noch daran, wie ich dich zum ersten Mal gesehen habe«, fuhr er fort. Er liebte es, sich reden zu hören. »Dodd ist zu mir gekommen, vollkommen aufgeregt, und hat gesagt, er hätte Smoke getroffen, die Frau, deren Killerfresse auf allen Steckbriefen bis nach Rostod zu sehen ist und für deren Ergreifung viertausend Mäuse ausgeschrieben sind. Was sie alles für Geschichten über dich erzählt haben!« Er johlte spöttisch, und sie krabbelte weiter

zurück, wobei sie das linke Bein unter ihren Körper zog und sich vergewisserte, dass es funktionieren würde, wenn sie es brauchte. »Man hätte glauben können, du wärst ein Dämon mit zwei Schwertern in einer Hand, so wie sie deinen Namen geflüstert haben. Stell dir meine verfluchte Enttäuschung vor, als ich feststellen musste, dass du nur ein verängstigtes Mädchen mit einer Zahnlücke bist, das schrecklich nach Pisse stinkt.« Als würde Jeg wie eine Sommerwiese duften! Er trat noch einen Schritt vor und griff mit seiner großen Hand nach ihr. »Und jetzt kratz mich nicht; du bist für mich lebendig mehr wert. Ich will dich nicht ...«

Sie schleuderte ihm mit der linken Hand den Dreck ins Gesicht, während sie sich mit dem rechten Bein vom Boden abstieß und aufsprang. Er riss den Kopf zur Seite und knurrte wütend, als der Dreck in sein Gesicht flog. Dann schlug er blindlings nach ihr, als sie sich geduckt auf ihn stürzte. Das Schwert zischte über ihren Kopf hinweg, und der Luftzug fing sich in ihrem Haar. Das Gewicht der Waffe riss ihn herum. Sie packte seinen Mantelschoß mit der linken Hand und ramnte ihm ihr Küchenmesser mit der anderen in die Schulter.

Er stieß ein ersticktes Knurren aus, als sie das Messer wieder herauszog und erneut auf ihn einstach. Die Klinge durchtrennte den Ärmel seines Mantels, streifte den Arm darunter und hätte sich fast in ihr eigenes Bein gegraben. Sie holte erneut mit dem Messer aus, als seine Faust gegen ihren Mundwinkel krachte und sie zurücktaumelte. Ihre nackten Füße suchten Halt im Dreck der Straße. Sie erwischte die Ecke des Gebäudes und klammerte sich einen Augenblick dort fest, während sie versuchte, das Licht aus ihrem Schädel zu schütteln. Sie sah Jeg ein oder zwei Schritte von ihr entfernt. Er schäumte vor Wut und hatte die Zähne gefletscht, während er versuchte, den Säbel von seiner schlaff herunterhängenden rechten Hand in seine Linke zu bekommen. Aber seine Finger klemmten in dem schicken Korbgriff aus Messing fest.

Wenn etwas schnell gehen musste, hatte Shy den Bogen heraus. Sie handelte einfach, ohne Gedanken an Gnade oder an ein Ergebnis zu verschwenden, eigentlich ohne überhaupt viel zu denken. Das hatte sie bis jetzt in dieser ganzen Scheiße am Leben gehalten. Und sie überhaupt in diesen ganzen Mist hineinmanövriert. Viele Segnungen erweisen sich als sehr fragwürdige Wohltaten, sobald man mit ihnen leben muss, und sie war verflucht, zu viel nach irgendwelchen Handlungen nachzudenken. Aber das war eine andere Geschichte. Wenn Jeg seine Waffe wieder richtig zu packen bekam, wäre sie tot, so einfach war das. Also stürzte sie sich auf ihn, noch bevor die Straße aufgehört hatte, sich um sie zu drehen. Er versuchte, seinen Arm zu befreien, aber es gelang ihr, den Arm mit ihrer linken Hand zu packen, ihn gegen den Mann zu drücken und sich an seinem Mantel festzukrallen, während sie blindlings mit dem Messer zustach, immer wieder, in den Bauch, die Rippen, noch mal in die Rippen – sie fauchte ihn an, und er ächzte bei jedem Stoß der Klinge, deren Griff in ihrer schmerzenden Hand immer glitschiger wurde.

Schließlich erwischte er ihr Hemd, und die Nähte rissen, als der Ärmel sich halb löste. Er versuchte sie wegzustoßen, als sie wieder auf ihn einstach, aber es lag keine Kraft in dem Stoß, und sie taumelte nur einen Schritt zurück. Allmählich klärte sich ihr Kopf, und sie hatte ihr Gleichgewicht wieder, aber Jeg schwankte und sank auf ein Knie. Sie hob das Messer mit beiden Händen hoch in die Luft und hämmerte es mitten in diesen albernen Hut. Sie presste ihn platt, während sich das Messer bis zum Griff in Jegs Schädel bohrte.

Dann taumelte sie zurück und erwartete, dass er einfach aufs Gesicht fiel. Stattdessen zuckte er plötzlich hoch wie dieses Dromedar, das sie einmal auf einem Jahrmarkt gesehen hatte. Der Rand seines Hutes war über seine Augen bis zur Nasenwurzel hinuntergerutscht, und der Griff des Messers ragte senkrecht aus seinem Kopf.

»Wo steckst du?« Die Worte klangen undeutlich, als hätte er Kies im Mund. »Smoke?« Er schwankte nach links, dann nach rechts. »Smoke?« Er schlurfte auf sie zu, wirbelte Staub auf, und der Säbel baumelte in seiner blutigen rechten Hand. Die Spitze kratzte kleine Furchen in den Dreck neben seinen Füßen. Er hob die Linke, die Finger steif ausgestreckt, aber mit schlaffem Handgelenk, und stupste gegen seinen Hut, als hätte er etwas im Auge und wollte es wegwischen.

»Smoke?« Eine Seite seines Gesichts zuckte, bebte und flatterte auf eine höchst unnatürliche Art und Weise. Vielleicht war es aber auch ganz natürlich für einen Mann, dem ein Messer im Hirn steckte. »Sssmoke?« Blut tropfte von der verbogenen Krempe seines Hutes und lief in langen Rinn-salen über seine Wange. Sein Hemd war schon halb davon durchtränkt. Aber er kam weiter auf sie zu, während sein blutiger rechter Arm zuckte und das Heft seines Säbels gegen sein Bein klapperte. »Schmoe?« Sie wich zurück, starrte ihn an, ihre Hände fühlten sich schlaff an, und ihre ganze Haut prickelte, bis sie mit dem Rücken gegen die Hauswand stieß. »Sooe?«

»Halt dein Maul!« Sie stürzte sich mit ausgestreckten Händen auf ihn, stieß ihn zurück, sein Säbel flog aus seiner Hand, während sein blutiger Hut immer noch mit ihrem Messer auf seinen Kopf genagelt war. Er stürzte aufs Gesicht, während sein rechter Arm wie ein Fisch auf dem Trockenen zuckte. Dann schob er die andere Hand unter seine Schulter, als wollte er sich hochstemmen.

»Oh«, nuschelte er in den Staub. Dann verstummte er.

Shy drehte langsam den Kopf zur Seite und spie Blut aus. In den letzten Monaten hatte sie zu viel Blut gespuckt. Ihre Augen waren nass, und sie wischte sich die Tränen mit ihrem zitternden Handrücken weg. Sie konnte nicht glauben, was da passiert war. Es kam ihr fast so vor, als hätte sie nichts damit zu tun gehabt. Als hätte sie einen Albtraum,

aus dem sie gleich erwachen würde. Sie kniff die Augen zu, öffnete sie wieder, und da lag er immer noch.

Sie holte tief Luft und stieß sie zischend aus. Speichel flog aus ihrem Mund. Blut tropfte von ihrer Stirn, und sie atmete erneut tief ein und presste den Atem heraus. Dann packte sie Jegs Säbel und biss die Zähne zusammen, um sich nicht zu erbrechen. Der Ekel stieg in Wellen in ihr hoch, zusammen mit dem pochenden Schmerz in ihrem Kiefer. Scheiße, sie hätte sich so gerne hingesetzt! Wollte einfach nur aufhören. Aber sie zwang sich dazu, sich abzuwenden. Sie zwang sich, zur Hintertür des Saloons zu gehen. Die Tür, durch die Jeg gekommen war, lebendig, noch vor wenigen Augenblicken. Es braucht ein ganzes Leben harter Arbeit, um einen Menschen zu erschaffen. Und es braucht nur ein paar Augenblicke, um ihm ein Ende zu bereiten.

Neary hatte sich aus dem Loch gearbeitet, das er bei seinem Sturz in die Bodendielen geschlagen hatte, umklammerte sein blutiges Hosenbein und wirkte dadurch ziemlich gehandicapt. »Hast du dieses verfluchte Miststück erledigt?« Er sah mit zusammengekniffenen Augen zur Tür.

»Na selbstverständlich.«

Er riss die Augen auf und versuchte sich zu seinem Bogen zu schleppen, der nicht weit von ihm entfernt auf dem Boden lag. Dabei wimmerte er die ganze Zeit. Sie hob Jegs Säbel, als sie näher trat, und Neary drehte sich um, die Augen vor Entsetzen weit aufgerissen und einen Arm verzweifelt erhoben. Sie hämmerte die flache Seite des Säbels mit voller Wucht auf den Arm, und er stöhnte, presste ihn an seine Brust. Der nächste Schlag traf ihn seitlich am Kopf. Er wurde auf die Bodenbretter geschleudert und wimmerte. Dann ging sie an ihm vorbei, schob den Säbel in ihren Gürtel, hob den Bogen auf und zog ein paar Pfeile aus dem Köcher. Sie ging zur Tür und legte einen Pfeil an die Sehne, bevor sie auf die Straße hinausblickte.

Dodd war immer noch dabei, Münzen aus dem Staub zu-

sammenzuklauben und in den Beutel zu stopfen. Er arbeitete sich langsam zum Brunnen vor, gleichgültig, was das Schicksal seiner beiden Kumpane betraf. Was nicht so überraschend war, wie man hätte glauben können. Wenn ein Wort Dodd hinlänglich beschrieb, dann war es das Wort »gleichgültig«.

Sie trat vorsichtig die Stufen vom Saloon herunter, dicht am Rand, wo sie möglicherweise nicht so schnell knarnten und ihn warnten. Dann spannte sie den Bogen und zielte genau auf Dodd. Er hockte gebückt im Staub, den Rücken zu ihr gekehrt. Zwischen seinen Schultern zeichnete sich auf seinem Hemd ein dunkler Schweißfleck ab. Sie überlegte lange, ob sie diesen Schweißfleck als Zielscheibe nehmen und ihm auf der Stelle einen Pfeil in den Rücken jagen sollte. Aber es ist nicht so einfach, einen Mann zu töten, schon gar nicht, wenn man lange darüber nachdenkt. Sie sah zu, wie er die letzte Münze aufhob, sie in den Beutel fallen ließ, sich langsam aufrichtete, die Schnüre zusammenband und sich dabei lächelnd umdrehte. »Ich habe das ganze ...«

Sie verharrten eine Weile so. Er stand geduckt mitten auf der staubigen Straße, den Beutel mit Silber in einer Hand und ein unsicheres Lächeln auf dem sonnenbeschieneenen Gesicht. Aber im Schatten seines billigen Hutes sahen seine Augen eindeutig verängstigt aus. Sie stand auf der untersten Stufe des Saloons, mit blutigen, nackten Füßen, einer blutigen, aufgeplatzten Lippe, blutigem Haar, das auf ihrer blutigen Stirn klebte, aber den Bogen gespannt und ruhig in den Händen.

Er leckte sich die Lippen, schluckte und leckte sie sich erneut. »Wo ist Neary?«

»Dem geht's nicht gut.« Sie war überrascht, wie hart ihre Stimme klang. Wie die von jemandem, den sie nicht einmal kannte. Vielleicht die Stimme von Smoke.

»Wo ist mein Bruder?«

»Dem geht's noch schlechter.«

Dodd schluckte, reckte das Kinn vor, so dass sie seinen verschwitzten Hals sah, und machte Anstalten, langsam zurückzugehen. »Du hast ihn umgebracht?«

»Vergiss die beiden und rühr dich nicht von der Stelle.«

»Hör zu, Shy, du wirst mich doch nicht erschießen? Nicht nach allem, was wir durchgemacht haben. Du wirst nicht schießen. Nicht auf mich. Oder?« Seine Stimme wurde immer höher, aber er wich immer noch rückwärts zum Brunnen zurück. »Ich wollte das alles hier nicht. Es war nicht meine Idee!«

»Natürlich nicht. Du musst denken können, um eine Idee zu haben, und das kriegst du nicht hin. Du hast einfach nur mitgemacht. Selbst wenn das zufällig bedeutet hat, mich an den Galgen zu bringen.«

»Hör zu, Shy ...«

»Bleib stehen, hab ich gesagt!« Sie spannte den Bogen, und die Sehne schnitt in ihre blutigen Finger. »Bist du verdammt noch mal taub, Junge?«

»Hör zu, Shy, lass uns einfach darüber reden, ja? Einfach reden.« Er hob zitternd die Hand, als könnte er damit einen Pfeil aufhalten. Er hatte den Blick seiner blassblauen Augen fest auf sie gerichtet, und plötzlich erinnerte sie sich an ihre erste Begegnung, als er an der Wand des Mietstalls lehnte, lächelnd. Er war nicht allzu schlau, aber man konnte viel Spaß mit ihm haben. Sie hatte einen sehr großen Mangel an Spaß gehabt, seit sie von zu Hause weg war. Man hätte nicht glauben sollen, dass sie von zu Hause weggelaufen war, um Spaß zu haben.

»Ich weiß, dass ich einen Fehler gemacht habe, aber ... Ich bin ein Idiot.« Er versuchte zu lächeln, aber es war genauso zittrig wie seine Handfläche. Dodd hatte sie zum Lachen gebracht, jedenfalls am Anfang. Und auch wenn er weder ein großer Künstler noch ein großer Liebhaber gewesen war, hatte er das Bett gewärmt, was schon etwas bedeutete. Und er hatte ihr das Gefühl gegeben, dass sie nicht allein auf der

einen Seite stand und die ganze restliche Welt auf der anderen, was noch mehr bedeutete hatte.

»Bleib stehen«, sagte sie, aber es klang etwas sanfter.

»Du wirst mich nicht erschießen.« Er ging immer noch langsam rückwärts zum Brunnen. »Ich bin's, richtig? Ich. Dodd. Erschieß mich jetzt nur nicht.« Er ging immer weiter. »Denn was ich machen werde, ist ...«

Sie schoss auf ihn.

Mit einem Bogen ist das so eine Sache. Wenn man die Sehne befestigt und spannt, einen Pfeil einnockt und zielt ... All das kostet Mühe, erfordert Geschicklichkeit und eine Entscheidung. Die Sehne loszulassen ist dagegen gar nichts. Man hört einfach nur auf, sie festzuhalten. Sobald man sie gespannt und gezielt hat, ist es sogar leichter, sie loszulassen, als es nicht zu tun.

Dodd war weniger als ein Dutzend Schritte entfernt, und der Schaft zischte über die Entfernung zwischen ihnen hinweg, verfehlte haarscharf seine Hand und grub sich lautlos in seine Brust. Das Ausbleiben eines Geräuschs überraschte sie. Andererseits, Haut und Fleisch sind weich, vor allem im Vergleich mit einer Pfeilspitze. Dodd machte noch einen taumelnden Schritt, als hätte er noch nicht begriffen, dass er von einem Pfeil getroffen worden war. Er riss die Augen weit auf. Dann blickte er blinzelnd auf den Schaft.

»Du hast auf mich geschossen«, flüsterte er und sank auf die Knie. Das Blut durchtränkte sein Hemd bereits in einem dunklen Oval.

»Ich habe dich verdammt noch mal gewarnt!« Sie warf den Bogen zu Boden, wütend auf Dodd und auf den Bogen.

Er starrte sie an. »Ich habe nicht geglaubt, dass du's tun würdest.«

Sie erwiderte seinen Blick. »Ich auch nicht.« Einen Moment herrschte Stille, und der Wind frischte kurz auf und wirbelte den Staub um sie herum. »Tut mir leid.«

»Es tut dir leid?«, krächzte er.

Es war vielleicht das Dümme, was sie jemals gesagt hatte, obwohl die Konkurrenz in der Hinsicht groß war, aber was hätte sie sonst sagen sollen? Worte würden diesen Pfeil nicht zurückholen. Sie zuckte die Achseln. »Ich glaube schon.«

Dodd zuckte zusammen, hob den Beutel mit dem Silber hoch und drehte sich zu dem Brunnen um. Shys Kiefer klappte herunter, und sie rannte los, als Dodd seitlich umkippte und den Beutel in die Luft schleuderte. Er drehte sich immer wieder um die eigene Achse, flog hoch, und dann sank er, mit flatternder Zugkordel. Shy streckte die Hand danach aus, während sie rannte, sprang, stürzte ...

Sie stieß ein lautes Keuchen aus, als ihre ohnehin schon schmerzenden Rippen gegen den gemauerten Rand des Brunnens prallten und ihr rechter Arm in die Dunkelheit hinabzuckte. Einen Moment lang fürchtete sie, sie würde dem Beutel in die Tiefe folgen, was wahrscheinlich ein durchaus passender Schluss gewesen wäre, dann jedoch landeten ihre Knie wieder auf dem Dreck vor der Mauer.

Sie hatte den Beutel an einer Ecke seines Bodens erwischt, packte mit ihren gebrochenen Fingernägeln den Stoff, während die Kordel herunterbaumelte und Dreck und lose Steine um sie herum in die Tiefe fielen.

Sie lächelte. Zum ersten Mal an diesem Tag. Vielleicht sogar in diesem Monat.

Dann löste sich der Knoten.

Die Münzen fielen in einem funkelnden Schauer in die Dunkelheit. Das Silber prallte mit hellem Klirren von den Lehmwänden ab und verschwand im schwarzen Nichts. Dann war alles still.

Sie richtete sich auf wie betäubt.

Langsam trat sie von dem Brunnen zurück, schlang einen Arm um sich, während der leere Beutel schlaff in ihrer anderen Hand hing.

Sie warf einen Blick zu Dodd. Er lag auf dem Rücken,

und der Pfeil ragte aus seiner Brust. Er hatte den Blick seiner feuchten Augen auf sie gerichtet, und seine Rippen hoben und senkten sich schnell. Sie hörte, wie sein flacher Atem langsamer wurde und schließlich verstummte.

Einen Moment stand sie da, dann krümmte sie sich zusammen und erbrach sich auf den Boden. Es war nicht viel, weil sie heute nichts gegessen hatte, aber ihre Eingeweide verkrampften sich und sorgten dafür, dass sie alles ausspuckte, was da war. Sie zitterte so heftig, dass sie glaubte, fallen zu müssen, hatte die Hände auf die Knie gestützt, holte tief Luft, atmete durch die Nase Erbrochenes ein und spuckte es aus.

Verflucht, ihre Rippen taten vielleicht weh! Ebenso ihr Arm, ihr Bein, ihr Gesicht. So viele Kratzer, Prellungen und Zerrungen, dass sie die eine kaum von der anderen unterscheiden konnte. Ihr ganzer Körper war ein einziges überwältigendes, schmerzhaftes Scheißpochen.

Ihr Blick zuckte zu Dodds Leichnam, und sie fühlte, wie ihr wieder schlecht wurde. Sie riss den Blick von ihm los, zum Horizont, richtete ihn fest auf diese schimmernde Linie von nichts.

Von wegen nichts.

Eine Staubwolke. Sie wischte sich erneut das Gesicht mit ihrem abgerissenen Ärmel, der mittlerweile so schmutzig war, dass sie sich fast noch schmutziger machte als zuvor. Sie richtete sich auf, blickte mit zusammengekniffenen Augen in die Ferne und konnte es kaum glauben. Reiter. Ohne Zweifel. Noch weit weg, aber mindestens ein Dutzend.

»Zur Hölle«, flüsterte sie und biss sich auf die Lippe. Wenn das so weiterging, hatte sie das verfluchte Ding bald durchgekaut. »Ach, zur Hölle!« Shy legte die Hände auf die Augen, kniff sie zu und versteckte sich in der selbst erzeugten Dunkelheit, in der verzweifelten Hoffnung, dass sie sich vielleicht irgendwie geirrt hatte. Es wäre schließlich nicht ihr erster Fehler, richtig?

Als sie die Hände wegnahm, war die Staubwolke immer noch da. Die Welt ist ein mieser Halunke, ganz recht, und je weiter unten man ist, desto lieber tritt sie einen. Sie legte die Hände auf die Hüften, bog den Rücken durch und schrie in den Himmel hinauf. Sie schrie so lange, wie ihre schmerzende Lunge das zuließ.

»Scheiße!«

Das Echo hallte von den Gebäuden zurück und starb einen schnellen Tod. Niemand antwortete. Sie hörte nur das leise Summen einer Fliege, die bereits Interesse an Dodd zeigte. Nearys Pferd beäugte sie einen Moment lang und blickte dann weg, vollkommen unbeeindruckt. Jetzt konnte Shy zu ihren anderen Verletzungen auch noch eine schmerzende Kehle hinzufügen. Sie sah sich genötigt, sich selbst die üblichen Fragen zu stellen.

Was verflucht jetzt?

Sie biss die Zähne zusammen, als sie Dodd die Stiefel auszog und sich neben ihn in den Dreck setzte, um sie sich anzuziehen. Es war nicht das erste Mal, dass sie sich zusammen in den Staub gelegt hatten, er und sie. Aber es war das erste Mal, dass er dabei tot war. Seine Stiefel waren viel zu groß für sie, aber zu große Stiefel waren trotzdem viel besser als keine Stiefel. Sie stampfte damit zurück in den Saloon.

Neary stöhnte erbärmlich, während er versuchte, sich aufzurichten. Shy trat ihm ins Gesicht, und er landete krachend auf dem Rücken. Dann nahm sie den Rest der Pfeile aus seinem Köcher und sein großes Messer. Sie ging hinaus in die Sonne, hob den Bogen auf, setzte sich Dodds Hut auf, der ebenfalls sehr geräumig war, aber wenigstens Schatten spendete, wenn die Sonne erst hoch am Himmel stand. Dann trieb sie die drei Pferde zusammen und band sie hintereinander fest. Das war ziemlich knifflig, weil Jegs Hengst ein gemeines Vieh war und entschlossen zu sein schien, ihr das Hirn aus dem Schädel zu treten.

Als sie fertig war, drehte sie sich um und betrachtete stirn-

runzelnd die Staubwolken. Sie waren offenbar hierher unterwegs, und sie hatten es eilig. Sie konnte sie jetzt genauer erkennen und schätzte sie auf neun oder zehn Männer. Das war zwar zwei oder drei Männer besser als ein Dutzend, aber immer noch eine mächtig unangenehme Zahl.

Agenten der Bank, die hinter dem gestohlenen Geld her waren. Kopfgeldjäger, die versuchten, den Preis einzustreichen, der auf sie ausgesetzt war. Andere Gesetzlose, die Wind von der Beute bekommen hatten. Eine Beute, die derzeit zufällig am Boden eines Brunnens lag. Es konnte jeder sein. Shy hatte ein fast schon unheimliches Talent, sich Feinde zu machen. Unwillkürlich warf sie einen Blick auf Dodd, der mittlerweile mit dem Gesicht nach unten im Staub ruhte und dessen nackte Füße schlaff im Dreck lagen. Das Einzige, womit sie noch mehr Pech hatte, waren Freunde.

Wie hatte es nur so weit kommen können?

Sie schüttelte den Kopf, spuckte durch die kleine Lücke zwischen ihren Schneidezähnen und zog sich in den Sattel von Dodds Pferd. Sie wandte es von den herannahenden Staubwolken ab, ohne sich darum zu kümmern, welche Himmelsrichtung das war.

Shy rammte dem Pferd die Absätze in die Flanke.

MEGAN ABBOTT

Megan Abbott wurde in einem Vorort von Detroit geboren, legte ihr Examen an der University of Michigan in englischer Literatur ab, erwarb ihren Dokortitel in englischer und amerikanischer Literatur an der New York University und hat dort und an der State University von New York in Oswego Literatur, Schreiben und Film gelehrt. Ihren ersten Roman, *Die a Little*, veröffentlichte sie im Jahre 2005. Seitdem betrachtet man sie als eine der hervorragendsten Vertreterinnen des Modern-Noir-Mystery-Romans, und der *San Francisco Chronicle* schreibt, dass sie Anstalten macht, »den Thron als beste Prosastilistin des Kriminalromans seit Raymond Chandler zu besteigen«. Ihr Werk umfasst *Queenpin*, für den sie im Jahre 2008 den Edgar Award verliehen bekam, sowie *The Song Is You*, *Bury Me Deep* und *Das Ende der Unschuld*. Ihr neuester Roman ist *Dare Me*. Als Herausgeberin veröffentlichte sie die Anthologie *A Hell of a Woman: An Anthology of Female Noir* sowie eine Non-Fiction-Studie: *The Street Was Mine: White Masculinity in Hardboiled Fiction and Film Noir*. Sie lebt in Forest Hills, New York. Ihre Website ist: meganabbott.com.

In der subtilen, aber quälenden Geschichte, die folgt, zeigt sie uns, dass man über bestimmte Dinge nicht hinwegkommen kann, ganz gleich, wie sehr man es auch versucht – und sie gibt uns Einblicke in die Herzen derer, die wir am meisten lieben, Einblicke, die man nie wieder loswird, wenn man sie einmal gesehen hat.

ENTWEDER IST MEIN HERZ GEBROCHEN

Übersetzt von Wolfgang Thon

Er wartete im Wagen. Er parkte direkt unter einem der großen Lichtmasten. Dort wollte niemand sonst stehen. Er konnte sich vorstellen, warum. Drei Fahrzeuge weiter im Dunkeln sah er den Rücken einer Frau, der sich gegen die Fensterscheibe presste. Ihr Haar wippte. Einmal drehte sie den Kopf, und er konnte fast ihr Gesicht erkennen, ihre im Licht der Lampen bläulich schimmernden Zähne, als sie lächelte.

Eine Viertelstunde verstrich, bis Lorie über den Parkplatz stolperte. Ihre Absätze klackten auf dem Beton.

Er hatte lange gearbeitet und nicht gewusst, dass sie nicht zu Hause war, bis er heimgekommen war. Als sie schließlich an ihr Handy gegangen war, sagte sie ihm, wo sie war, in einer Bar, von der er noch nie gehört hatte, in einem Stadtteil, den er nicht kannte.

»Ich wollte Lärm und Menschen«, erklärte sie. »Ich wollte nichts anstellen.«

Er wollte wissen, ob er sie abholen sollte.

»Okay«, sagte sie.

Auf der Heimfahrt schwankte sie ständig zwischen Weinen und Lachen hin und her, was in letzter Zeit häufiger vorkam. Er wollte ihr helfen, wusste aber nicht, wie. Sie erinnerte ihn an die Mädchen, mit denen er auf der Highschool ausgegangen war. Diejenigen, die mit Tinte auf ihre Hände schrieben und sich in den Toilettenkabinen in der Schule die Haut aufritzten.

»Ich habe schon so lange nicht mehr getanzt, und ich habe meine Augen zugemacht, damit mich niemand sehen konnte«, sagte sie und blickte aus dem Fenster. Sie hatte den Kopf an die Scheibe gelegt. »Niemand kannte mich da, bis jemand mich doch erkannt hat. Eine Frau, die ich nicht kannte. Sie schrie mich die ganze Zeit an. Sie ist mir bis auf die Toilette nachgelaufen und sagte, sie wäre froh, dass mein kleines Mädchen mich jetzt nicht sehen könnte.«

Er wusste, was die Leute reden würden. Dass sie in einer schmierigen Aufreißer-Bar tanzen gegangen war. Niemand würde davon reden, dass sie den ganzen Heimweg geweint hatte, dass sie nicht wusste, was sie mit sich anfangen sollte, dass niemand gewusst hätte, wie er reagieren sollte, wenn ihm so etwas zustieß. Was bei den meisten wahrscheinlich nicht passierte.

Aber auch er wollte sich verstecken, wollte sich in einer Toilettenkabine verkriechen, in einer anderen Stadt, einem anderen Staat, und niemals wieder jemanden sehen, den er kannte, vor allem nicht seine Mutter oder seine Schwester, die den ganzen Tag im Internet verbrachten und versuchten, die Sache über Shelby zu verbreiten und Tipps für die Polizei zu sammeln.

Shelbys Hände, na ja, Leute reden immer über Babyhände, das stimmt doch? Sie waren wie feste kleine Blumen, und er liebte es, seine Handfläche darüberzulegen. Er hatte nicht gewusst, dass er so empfinden würde. Er hatte nicht damit gerechnet, dass er so ein Mann war, dass es überhaupt solche Männer gab, die den Milchgeruch der Babydecke ihrer Tochter wahrnahmen und die das innerlich wärmte. Manchmal drückte er sogar sein Gesicht dagegen.

Er brauchte eine Weile, um ihr die dunkelroten Cowboystiefel auszuziehen, Stiefel, die er nicht kannte.

Als er ihr die Jeans herunterzog, erkannte er auch ihre Unterwäsche nicht. Die Vorderseite des Slips bestand aus einem

schwarzen Schmetterling, dessen Flügel bei jeder Bewegung über ihre Schenkel strichen.

Er sah sie an und erinnerte sich daran, als sie zum ersten Mal miteinander ausgegangen waren, wie Lorie seine Hand genommen und sie über ihren Bauch und ihre Schenkel geführt hatte. Sie hatte ihm gesagt, dass sie einmal Tänzerin hatte werden wollen, dass sie vielleicht tatsächlich eine sein könnte. Und dass sie einen Kaiserschnitt machen lassen würde, wenn sie jemals ein Baby bekäme. Denn alle wussten, was danach mit dem Bauch von Frauen passierte, *ganz zu schweigen davon, was es da unten anrichtet*, hatte sie gesagt, gelacht und seine Hand dann dort hingelegt.

Er hatte das alles vergessen, das und andere Dinge, aber jetzt kam all das zurück und machte ihn wahnsinnig.

Er schenkte ihr ein großes Glas Wasser ein und bat sie, es zu trinken. Dann füllte er es noch einmal und stellte es neben sie.

Sie schlief nicht wie eine Betrunkene, sondern wie ein Kind. Ihre Augenlider zuckten im Traum, und ihre Mundwinkel zuckten, als sie schwach lächelte.

Das Mondlicht schien ins Zimmer, und er hatte das Gefühl, als hätte er sie die ganze Nacht beobachtet, aber irgendwann musste er eingeschlafen sein.

Als er aufwachte, lag ihr Kopf auf seinem Bauch, und sie rieb ihn schlaftrunken.

»Ich habe geträumt, dass ich wieder schwanger wäre«, murmelte sie. »Es war wie bei Shelby, genau so. Vielleicht können wir ja ein Kind adoptieren. Es gibt so viele Babys da draußen, die Liebe brauchen.«

Sie hatten sich vor sechs Jahren kennengelernt. Er arbeitete für seine Mutter, die ein kleines Apartmenthaus im Norden der Stadt besaß.

Lorie wohnte im Erdgeschoss, wo die Fenster hoch über der Straße lagen und man die Leute auf den Bürgersteigen

sehen konnte. Seine Mutter nannte es eine »versunkene Gartenwohnung«.

Sie wohnte mit einem anderen Mädchen zusammen, und manchmal kamen sie sehr spät nach Hause, lachten und drückten sich aneinander, wie junge Mädchen es tun, flüsterten miteinander, und ihre nackten Beine in den kurzen Röcken glänzten. Er fragte sich, worüber sie redeten.

Damals war er noch in der Schule und arbeitete abends und an den Wochenenden, wechselte Dichtungsringe an undichten Wasserhähnen und brachte den Müll weg.

Einmal stand er vor dem Gebäude und reinigte die Müll-eimer mit Bleichmittel, als sie an ihm vorüberhastete. Sie hatte den Kragen des winzigen Mantels bis ins Gesicht gezogen. Sie sprach in ihr Handy und bewegte sich so schnell, dass er sie fast nicht gesehen und sie mit dem Schlauch voll-gespritzt hätte. Eine Sekunde lang sah er ihre Augen, mit verschmiertem Make-up und tränenüberströmt.

»Ich habe nicht gelogen«, sagte sie in ihr Telefon, wäh-rend sie den Schlüssel ins Schloss schob und die Tür mit der Schulter aufdrückte. »Ich bin hier nicht der Lügner.«

Eines Abends nicht lange nach diesem Vorfall kam er nach Hause und fand einen Zettel unter der Tür. Darauf stand:

*Entweder ist mein Herz gebrochen,
oder ich habe die Rechnung nicht bezahlt.
Danke, Lorie, #1-A*

Er las den Zettel viermal, bevor er dahinterkam, was es be-deutete.

Sie lächelte, als sie die Tür öffnete. Die Sicherheitskette war in der Höhe ihrer Stirn.

Er hielt die Rohrzange hoch.

»Du kommst genau richtig«, sagte sie und deutete auf den Heizkörper.

Niemand glaubt, dass seinem Baby etwas zustößt. Das sagte Lorie immer. Sie hatte es zu Reportern gesagt, der Polizei, jeden einzelnen Tag in diesen drei Wochen, seit es passiert war.

Er beobachtete sie mit den Polizisten. Es war fast wie im Fernsehen, nur war es überhaupt nicht so wie im Fernsehen. Er fragte sich, warum niemals etwas so war, wie man glaubte, dass es sein würde, und dann begriff er, dass es daran lag, dass man niemals glaubte, dass es einem selbst passierte.

Sie konnte nicht stillsitzen und fuhr sich ständig mit den Fingern über die Haarspitzen. Manchmal, an einer Ampel, zog sie eine Nagelschere aus ihrer Tasche und schnitt sich die gespaltenen Enden ab. Wenn das Auto wieder anfuhr, hielt sie ihre Hand aus dem Fenster und warf die abgeschnittenen Haare hinaus.

Es war diese Art von sorglosem, merkwürdigem Verhalten, das sie so von allen anderen Mädchen unterschied, die er kannte. Vor allem, weil sie all das vor ihm tat.

Es überraschte ihn, wie sehr ihm das gefallen hatte.

Aber jetzt schien alles anders zu sein, und er sah, wie die Beamten sie beobachteten, sie anblickten, als wäre sie ein Mädchen in einem sehr kurzen Rock, das auf einem Barhocker herumrutschte und sich durchs Haar strich, wenn Männer es ansahen.

»Sie müssen noch einmal von Anfang an erzählen«, sagte der Mann. Es klang wie im Fernsehen. »Sagen Sie uns alles, woran Sie sich erinnern.«

»Sie hat es doch schon so oft beschrieben«, sagte er und legte seine Hand über ihre, während er dem Beamten einen müden Blick zuwarf.

»Ich meinte Sie, Mr. Ferguson«, erwiderte der Detective und sah ihn an. »Nur Sie.«

Sie brachten Lorie in das äußere Büro, und er konnte durch das Fenster sehen, wie sie Kaffeeweißer in ihren Kaffee löf-felte und sich dabei die Lippen leckte.

Er wusste, wie das aussah. Die Zeitungen hatten gerade ein Foto von ihr in einem Smoothie-Laden veröffentlicht. Die Bildunterschrift lautete: »Was ist mit Shelby?« Sie mussten es durch die Fensterscheibe gemacht haben. Sie bestellte gerade lächelnd etwas am Tresen. Sie erwischte sie irgendwie immer, wenn sie lächelte. Sie konnten nicht verstehen, dass sie lächelte, wenn sie traurig war. Manchmal weinte sie, wenn sie glücklich war, wie zum Beispiel bei ihrer Hochzeit, als sie den ganzen Tag geweint und ihr Gesicht rosa und glühend an seiner Brust gelegen und gebebt hatte.

Ich hätte nie gedacht, dass du's tun würdest, hatte sie gesagt. Und ich hätte auch nie gedacht, dass ich es tun würde. Dass irgendetwas von dem hier passieren könnte.

Er hatte nicht gewusst, was sie meinte, aber es gefiel ihm, wenn sie sich an ihn schmiegte und ihre Hüften sich an seinen rieben, als könnte sie sich nicht beherrschen und würde sich an ihm festklammern, damit sie nicht von der Erde selbst wegflieg.

»Also, Mr. Ferguson«, sagte der Detective. »Sie sind von der Arbeit nach Hause gekommen, und es war niemand zu Hause?«

»Richtig«, sagte er. »Nennen Sie mich Tom.«

»Tom...« Der Detective setzte erneut an, aber der Name schien sich zu sperren, als wollte er ihn lieber nicht aussprechen. Letzte Woche hatte er ihn noch Tom genannt. »War es ungewöhnlich, dass sie zu dieser Tageszeit nicht zu Hause waren?«

»Nein«, antwortete er. »Sie war gern beschäftigt.«

Das stimmte. Lorie hielt es nicht aus, nur herumzusitzen, und setzte Shelby manchmal in den Wagen und fuhr stundenlang, manchmal hundert oder sogar zweihundert Meilen weit.

Sie fuhr mit ihr nach Mineral Pointe und machte dort Fotos von ihnen beiden vor dem Wasser. Dann schickte sie ihm die Fotos auf das Smartphone, und bei ihrem Anblick musste er immer grinsen. Es gefiel ihm, dass sie keine dieser Frauen war, die zu Hause blieben und sich Reality-Shows, Gerichtssendungen oder Shopping Channels ansahen.

Sie arbeitete fünfundzwanzig Stunden pro Woche im Y, während seine Mutter auf Shelby aufpasste. Jeden Morgen lief sie fünf Meilen und setzte Shelby in den Jogging-Kinderwagen. Sie machte jeden Abend Essen und mähte sogar manchmal den Rasen, wenn er zu viel zu tun hatte. Sie musste sich einfach immer bewegen.

Das liebten die Zeitungen und auch die Leute vom Fernsehen. Sie liebten es, Bilder von ihr zu machen, wenn sie in ihren kurzen Shorts joggte, im Auto mit ihrem Handy telefonierte oder im Supermarkt an der Kasse in Modemagazinen blätterte.

»Was ist mit Shelby?«, war stets die Bildunterschrift.

Sie verstanden sie überhaupt nicht. Er war der Einzige, der das tat.

»Also«, sagte der Detective und riss ihn aus seinen Gedanken. »Was haben Sie getan, als Sie das Haus bei Ihrer Ankunft leer vorfanden?«

»Ich habe sie auf dem Handy angerufen.« Das hatte er tatsächlich. Sie war nicht rangegangen, aber das war ebenfalls nicht ungewöhnlich. Er hatte sich nicht die Mühe gemacht, es ihnen zu erzählen. Dass er vier oder fünf Mal angerufen hatte und immer nur die Voicemail angesprungen war und sie erst beim letzten Mal das Gespräch angenommen hatte.

Ihre Stimme war sonderbar gewesen, klein, als wäre sie im Wartezimmer eines Arztes oder auf der Toilette. Als versuche sie, sich still und klein zu machen.

»Lorie? Geht es dir gut? Wo seid ihr?«

Es hatte eine lange Pause gegeben, und ihm war der Gedanke gekommen, dass sie möglicherweise das Auto zu

Schrott gefahren hatte. Einen schrecklichen Moment lang dachte er, sie läge im Krankenhaus, sie beide verletzt und übel mitgenommen. Lorie war eine leichtsinnige Fahrerin und schickte ihm immer SMS aus dem Wagen. Schlimme Bilder schossen ihm durch den Kopf. Er war einmal mit einem Mädchen ausgegangen, das einen Babyschuh über den Rückspiegel gehängt hatte. Sie sagte, er solle sie ermahnen, immer vorsichtig zu fahren. Niemand sagte einem das noch, wenn man erst einmal sechzehn Jahre alt geworden war.

»Lorie, erzähl es mir einfach.« Er hatte versucht, entschlossen, aber trotzdem freundlich zu sprechen.

»Es ist etwas passiert.«

»Lorie«, er versuchte es noch einmal, wie nach einem Streit mit ihrem Bruder oder ihrem Boss, »atme tief durch und erzähl es mir.«

»Wohin ist sie gegangen?«, drang ihre Stimme durch den Hörer. »Und wie soll sie mich wiederfinden? Sie ist ein kleines Mädchen. Sie weiß nichts. Man sollte Hundemarken an ihnen befestigen, wie man es gemacht hat, als wir Kinder waren, erinnerst du dich noch daran?«

Er konnte sich überhaupt nicht daran erinnern, und außerdem surrte es in seinem Kopf so laut, dass er sie kaum verstehen konnte.

»Lorie, du musst mir sofort sagen, was los ist.«

Das tat sie.

Sie sagte, sie wäre den ganzen Morgen herumgefahren und hätte sich Rasenmäher angesehen, die im Internet bei Craigslist angeboten wurden. Sie war müde und hatte sich entschlossen, einen Kaffee in diesem teuren Café zu trinken.

Sie hatte die Frau dort gesehen, immer wieder. Sie hatten sogar online darüber gechattet, wie teuer der Kaffee dort war, aber dass sie nicht anders konnten, als hinzugehen. Und was war überhaupt ein Americano? Und ja, sie hatten über ihre Kinder geredet. Sie war sich sicher gewesen, die

Frau hätte gesagt, dass sie Kinder hatte. Zwei, glaubte sie. Und es waren nur Minuten gewesen, höchstens fünf.

»Was hat fünf Minuten gedauert?«, hatte er sie gefragt.

»Ich weiß nicht, wie es passiert ist«, sagte sie. »Aber ich habe meinen Kaffee verschüttet, und er war überall auf meinem weißen Mantel. Der Mantel, den du mir zu Weihnachten geschenkt hast.«

Er konnte sich erinnern, wie sie die Schachtel aufgemacht hatte und das Seidenpapier durch die Luft geflogen war. Sie hatte gesagt, er wäre der einzige Mann, der ihr jemals etwas zum Anziehen kaufte, was in Schachteln geliefert wurde, mit Seidenpapier und Goldprägung.

Dann wirbelte sie in dem Mantel herum und sagte: *Oh, wie er schillert.*

Sie setzte sich lächelnd auf seinen Schoß und sagte, nur ein Mann würde der Mutter eines Wickelkindes einen weißen Mantel schenken.

»Der Mantel war vollkommen nass«, sagte sie jetzt. »Ich habe die Frau gebeten, kurz auf Shelby aufzupassen, während ich auf der Toilette war. Es hat ein bisschen gedauert, weil ich erst den Schlüssel holen musste. Einen von diesen schweren Schlüsseln, die sie einem immer aushändigen.«

Als sie aus der Toilette gekommen war, war die Frau verschwunden und Shelby auch.

Er konnte sich nicht erinnern, dass er diese Geschichte jemals angezweifelt hätte. Es war passiert. Es war ihnen passiert, und es war ein Teil der ganzen unmöglichen Ereignisse, die bis zu diesem Punkt geführt hatten. Die dazu führten, dass Shelby verschwunden war und niemand wusste, wohin.

Und fast vom ersten Moment an war klar gewesen, dass die Polizei nicht glaubte, alle Informationen bekommen zu haben oder dass diese Informationen auch nur im Geringsten logisch waren.

»Sie mögen mich nicht«, sagte Lorie. Er sagte ihr, das wäre nicht wahr, aber vielleicht war es doch so.

Er wünschte, sie hätten Lorie sehen können, als sie an diesem Tag nach Hause kam, die Handtasche offen, ihr weißer Mantel immer noch feucht von dem verschütteten Kaffee und den Mund so weit aufgerissen, dass er nur den roten Gaumen sehen konnte, roh und wund.

Stunden später saß ihre Familie um sie herum, und sie lehnte zitternd an ihm, während ihr Bruder endlos über AMBER Alert, Megan's Gesetz und seine Jura-Klasse und seine Polizeikumpel aus dem Bodybuilding-Studio schwadronierte. Er spürte, wie sie sich an ihn schmiegte, sah die Locke im Kragen ihres Pullovers, eine Strähne von Shelbys engelweißem Haar.

Auch am Ende der zweiten Woche hatte die Polizei nichts gefunden, oder wenn doch, verrietten sie es nicht. Irgendetwas schien sich verändert zu haben oder war schlimmer geworden.

»Jeder macht so etwas«, sagte Lorie. »Die Leute machen das dauernd.«

Er betrachtete die Polizistin, die Lorie beobachtete. Es war der weibliche Detective, der mit dem schlichten Pferdeschwanz, der Lorie immer so schief anblickte.

»Was machen sie?«, fragte der Detective.

»Sie bitten jemanden, nur eine Minute auf ihr Kind aufzupassen«, erwiderte Lorie und straffte unwillkürlich den Rücken. »Kein Mann. Ich hätte sie nie bei einem Mann gelassen. Und auch nicht bei irgendeiner obdachlosen Frau, die mit einer Haarbürste vor mir hin und her gefuchelt hätte. Ich habe diese Frau dort jeden Tag gesehen.«

»Ihr Name?« Sie hatten sie schon oft nach dem Namen dieser Frau gefragt. Sie wussten, dass sie ihn nicht kannte.

Lorie sah die Polizistin an, und ihm fielen die schwachen blauen Adern unter ihren Augen auf. Er hätte gern seinen Arm um sie gelegt, damit sie fühlte, dass er da war, um sie

zu beruhigen. Aber bevor er etwas tun konnte, hatte sie wieder angefangen zu reden.

»Mrs. Raupe«, erwiderte sie und hob hilflos die Hände.

»Mrs. Linguine. Madame Lafarge.«

Die Polizistin starrte sie bloß an, ohne auch nur irgend etwas zu sagen.

»Versuchen wir doch, sie übers Internet ausfindig zu machen«, schlug Lorie vor und reckte das Kinn vor. Ihre Augen schimmerten irgendwie hart. All die Untersuchungen und die langen Stunden, die sie wach waren, all die Schlaf- und Beruhigungsmittel und Lorie, die die ganze Nacht durch das Haus ging, über nichts redete, aber Angst hatte, ruhig liegen zu bleiben.

»Lorie«, sagte er. »Nicht ...«

»Immer passiert mir alles«, sagte sie. Ihre Stimme klang plötzlich weich und verschwommen. Sie sank in sich zusammen. »Es ist so unfair.«

Er konnte sehen, wie es passierte, wie sie schlaff wurde, und griff hastig nach ihr.

Sie wäre ihm fast aus den Armen gerutscht, und sie verdrehte die Augen nach oben.

»Sie wird ohnmächtig«, sagte er, packte sie. Ihre Arme waren so kalt wie gefrorene Wasserleitungen. »Holen Sie jemanden.«

Die Polizistin sah nur zu.

»Ich kann nicht darüber reden, weil ich immer noch versuche, damit fertigzuwerden«, sagte Lorie zu den Reportern, die vor der Polizeiwache warteten. »Es fällt mir zu schwer, darüber zu reden.«

Er hielt ihren Arm fest und versuchte, sie durch die Menge zu führen, die sich so fest zusammenzuballen schien wie der Knoten in seinem Magen.

»Stimmt es, dass Sie sich einen Anwalt nehmen?«, wollte einer der Reporter wissen.

Lorie schaute die Menschen an. Er sah, wie sie den Mund aufmachte, aber er hatte keine Zeit, sie aufzuhalten.

»Ich habe nichts Falsches getan«, sagte sie und lächelte arglos. Als hätte sie mit ihrem Einkaufswagen den von jemand anderem angestoßen.

Er betrachtete sie. Er wusste, was sie meinte; sie meinte, dass sie Shelby diesen einen Moment alleingelassen hatte, diesen schrecklichen Moment. Aber er wusste auch, wie es klang und wie sie aussah mit diesem panischen Lächeln, das sie nicht unterdrücken konnte.

Es war das einzige Mal, dass er sie mit Reportern sprechen ließ.

Später zu Hause sah sie sich in den Abendnachrichten.

Sie ging langsam zum Fernseher, kniete sich davor hin, und dann machte sie etwas Merkwürdiges.

Sie schlang die Arme um das Gerät, als wäre es ein Teddybär oder ein Kind.

»Wo ist sie?«, flüsterte sie. »Wo ist sie?«

Er wünschte sich, die Reporter könnten das sehen, die geheimnisvolle Art und Weise, wie die Trauer sich wie ein Fieber in ihr ausbreitete.

Gleichzeitig war er froh, dass sie es nicht sehen konnten.

Es war in der Nacht, kurz vor der Dämmerung, und sie lag nicht neben ihm.

Er durchsuchte das ganze Haus, sein Herz hämmerte in seiner Brust. Er glaubte, dass er träumte, rief ihren Namen, rief ihrer beider Namen.

Er fand sie im Hinterhof, ein schmaler Schatten mitten im Garten.

Sie saß im Gras, und das Licht ihres Smartphones beleuchtete ihr Gesicht.

»Ich fühle mich hier draußen näher«, sagte sie. »Das hier habe ich gefunden.«

Er konnte es kaum erkennen. Als er näher heranrückte,

sah er einen winzigen Ohrring, einen emaillierten Schmetterling zwischen ihren Fingern.

Sie hatten einen lautstarken Streit gehabt, als sie mit Shelby nach Hause gekommen war. Die Ohren des Babys waren gepierct, und dicke goldene Pins steckten in den winzigen Ohrläppchen. Ihre Ohren waren rot, ihr Gesicht war gerötet, ihre Augen tränenüberströmt.

»Wo ist sie hingegangen, Babe?«, fragte Lorie jetzt. »Wohin ist sie gegangen?«

Er war schweißüberströmt und zupfte sich das T-Shirt von der Brust.

»Hören Sie zu, Mr. Ferguson«, sagte der Detective. »Sie haben vollständig kooperiert, das habe ich begriffen. Aber Sie müssen unsere Haltung verstehen. Niemand kann die Geschichte Ihrer Frau bestätigen. Die Angestellte, die gesehen hat, wie Ihre Frau den Kaffee verschüttete, hat auch gesehen, wie sie mit Shelby das Café verlassen hat. Und sie kann sich an keine andere Frau erinnern.«

»Wie viele Menschen waren in dem Café? Haben Sie mit allen gesprochen?«

»Da ist noch etwas, Mr. Ferguson.«

»Was?«

»Die anderen Angestellten sagten, Lorie wäre wirklich sauer wegen des vergossenen Kaffees gewesen. Sie hätte Shelby die Schuld daran gegeben. Sie hat gesagt, alles wäre ihre Schuld. Dann hat Lorie ihre Tochter am Arm gepackt und sie geschüttelt.«

»Das stimmt nicht«, sagte er. Er hatte noch nie gesehen, dass Lorie Shelby grob angefasst hätte. Manchmal schien es ihm sogar so, als nähme sie sie kaum wahr.

»Mr. Ferguson, ich muss Sie das jetzt fragen: Hatte Ihre Frau schon einmal emotionale Probleme?«

»Was soll diese Frage?«

»Das ist eine Standardfrage in solchen Fällen«, sagte der

Detective. »Und wir haben entsprechende Informationen bekommen.«

»Reden Sie über die Lokalnachrichten?«

»Nein, Mr. Ferguson. Wir sammeln keine Beweise aus dem Fernsehen.«

»Sie sammeln Beweise? Was für Beweise müssen Sie gegen Lorie sammeln? Shelby wird vermisst. Müssen Sie nicht ...?«

»Mr. Ferguson, wussten Sie, dass Ihre Frau gestern Nachmittag drei Stunden in der Your Place Lounge in Charlevoix verbracht hat?«

»Beschatten Sie sie?«

»Etliche Stammgäste und einer der Barkeeper haben sich mit uns in Verbindung gesetzt. Sie waren besorgt.«

»Besorgt? Tatsächlich?« Sein Kopf pochte vor Schmerz.

»Sollten Sie sich keine Sorgen machen, Mr. Ferguson? Immerhin ist das eine Frau, deren Baby verschwunden ist.«

»Wenn sie alle so besorgt gewesen sind, warum haben sie mich dann nicht angerufen?«

»Einer von ihnen hat Lorie gefragt, ob er Sie für sie anrufen soll. Offenbar hat sie ihn gebeten, das nicht zu tun.«

Er sah den Detective an. »Sie wollte mir keinen Kummer bereiten.«

Der Detective erwiderte den Blick. »Okay.«

»Man kann nie vorhersagen, wie Menschen reagieren, wenn einem so etwas passiert«, erklärte er und spürte, wie er den Kopf sinken ließ. Plötzlich kamen ihm seine Schultern sehr schwer vor, und er hatte dieses Bild von Lorie in seinem Kopf, wie sie in einer abgelegenen Ecke der langen, schwarz lackierten Bar hockte, sehr viel Make-up im Gesicht und erfüllt von düsteren Gefühlen. Gefühlen, an die er niemals herankommen würde. Er hatte noch nie den Eindruck gehabt, dass er wirklich wusste, was sie dachte. Das gehörte dazu. Es war ein Teil dieses Pochens in seiner Brust, dieser Sehnsucht, die nie enden wollte.

»Nein«, sagte er unvermittelt.

»Was?« Der Detective beugte sich vor.

»Sie hatte in der Vergangenheit keine emotionalen Probleme. Meine Frau.«

Es war die vierte Woche, die vierte Woche von falschen Spuren, Tränen, Schlaftabletten und nächtlichem Terror. Und er musste wieder zur Arbeit gehen, sonst konnten sie die Hypothek nicht länger bezahlen. Sie überlegten, ob Lorie ihren Teilzeitjob im Kerzenladen wiederaufnehmen sollte, aber jemand musste zu Hause sein, um zu warten.

Aber worauf warteten sie eigentlich? Kamen Kleinkinder plötzlich nach siebenundzwanzig Tagen wieder nach Hause? Das jedenfalls dachten die Cops, so viel war ihm klar.

»Ich denke, ich rufe morgen im Büro an«, sagte er. »Und ich mache einen Plan.«

»Und ich werde hier sein«, erwiderte sie. »Du wirst dort sein und ich hier.«

Es war ein schreckliches Gespräch, wie viele solcher Gespräche, die Paare im dunklen Schlafzimmer führen, bis spät in die Nacht, wenn man weiß, dass die Entscheidungen, die man bereits den ganzen Tag aufgeschoben hat, nicht mehr länger warten können.

Nachdem sie geredet hatten, nahm sie vier große Pillen und drückte ihr Gesicht in die Kissen.

Er konnte nicht schlafen und ging in Shelbys Zimmer, was er nur nachts machte. Er beugte sich über das Kinderbett, das zu klein für sie war, aber Lorie wollte sie noch nicht in das große Bett legen, sie sagte, es wäre noch nicht so weit, nicht einmal annähernd.

Er streichelte die weichen, mit hellgelben Fischen geschmückten Plastikkissen vor den Stäben. Er konnte sich daran erinnern, dass er Shelby erklärt hatte, dass es Goldfische wären. Aber sie sagte immer *Nana, Nana*, was ihr Wort für Bananen war.

Ihre Hände waren immer schmierig von dem Schleim der Bananen, wenn sie sich an der Brust von Lories Hemd festhielt.

Einmal hatte er in der Nacht seine Hand unter Lories Büstenhaltermverschluss geschoben, zwischen ihre Brüste, und selbst dort ein Stück Banane ertastet.

»Es ist überall«, hatte Lorie geseufzt. »Fast als wäre sie aus Bananen gemacht.«

Er liebte den Geruch und die stets verklebten Hände seiner Tochter.

Bei der Erinnerung daran hatte er angefangen zu weinen, aber nach einiger Zeit hatte er wieder aufgehört und war im Schaukelstuhl sitzen geblieben, bis er eingeschlafen war.

In gewisser Weise war er erleichtert, dass er wieder zur Arbeit gehen konnte, nach all den Tagen mit den Nachbarn, der Familie und den Freunden, die sich im Haus drängten, Internet-Gerüchte austauschten, Wachen und Suchaktionen organisierten. Aber jetzt kamen weniger Verwandte, nur noch ein Freundespaar, das nirgendwo sonst hingehen konnte, und gar keine Nachbarn mehr.

Spät an einem Abend kam die Frau aus dem Eckhaus und wollte ihre Kasserolle zurückhaben.

»Ich wusste nicht, dass ihr sie so lange behalten würdet«, sagte sie und kniff die Augen zusammen.

Sie schien zu versuchen, einen Blick über seine Schulter zu werfen, ins Wohnzimmer. Lorie sah sich eine Show im Fernsehen an, in voller Lautstärke, über eine Gruppe von blonden Frauen mit geschminkten Gesichtern und wütend verzogenen Mündern. Sie sah nur diese Show, als wäre das die einzige Show, die im Fernsehen lief.

»Ich wusste nicht«, sagte die Frau, nahm die Kasserolle entgegen und inspizierte sie, »wie sich die Sache entwickeln würde.«

Du sexy, sexy Junge, stand in Lories SMS. Ich will deine Hände auf mir fühlen. Komm nach Hause und fass mich an, so hart du willst. Nimm mich hart ran.

Er wirbelte auf seinem Drehstuhl herum, als müsste er sein Smartphone verstecken – oder verbergen, dass er den Text las.

Er verließ sofort das Büro und fuhr so schnell er konnte nach Hause. Er redete sich ein, dass etwas mit ihr nicht stimmte. Das musste ein Nebeneffekt der Pillen sein, die der Arzt ihr verschrieben hatte, oder die Art und Weise, wie sich Trauer und Sehnsucht in ihrem komplizierten kleinen Körper vermischten.

Aber nicht deshalb fuhr er so schnell oder wäre fast im Sicherheitsgurt hängen geblieben, als er aus dem Wagen sprang.

Und nicht deshalb hatte er das Gefühl, er müsse in zwei Teile zerbrechen, wenn er sie nicht haben konnte, als er sie auf dem Bett liegen sah, auf dem Bauch, den Kopf zur Seite gedreht und lächelnd. Wenn er sie nicht sofort haben konnte, auf der Stelle, während das Bett unter ihnen ächzte und sie kein Geräusch von sich gab, während die Jalousien heruntergelassen waren und ihre weißen Zähne in ihrem offenen Mund glänzten...

Es fühlte sich falsch an, aber er war nicht sicher, warum. Er kannte sie und kannte sie doch nicht. Das war sie, aber es war eine Lorie von vor langer Zeit. Nur anders.

Die Reporter riefen unablässig an. Es gab zwei, die ihren Notizblock niemals aus der Hand zu legen schienen. Sie waren von Anfang an dabei gewesen, schienen dann jedoch weitergezogen, anderen Geschichten hinterhergehetzt zu sein.

Sie kehrten zurück, als die Fotos von Lorie in Umlauf kamen, wie sie aus dem Magnum Tattoo Parlor trat. Jemand hatte eine Aufnahme von ihr mit seinem Handy gemacht.

Lorie trug wieder diese roten Cowboystiefel, hatte roten Lippenstift aufgelegt und ging direkt auf die Kamera zu.

Sie brachten Fotos von ihr in der Zeitung unter der Schlagzeile: *Die Trauer einer Mutter?*

Er betrachtete das Tattoo.

Die Worte *Mirame quemar* waren kursiv darauf geschrieben, schlangen sich um ihre Hüfte. *Sieh mich brennen.*

Sie befanden sich auf einem Schwangerschaftsstreifen, den sie immer mit ihren Fingern bedeckte, wenn sie nackt vor ihm stand.

Er betrachtete die Tätowierung im dunklen Schlafzimmer, in das nur ein Streifen Licht aus dem Flur fiel. Sie drehte ihre Hüfte, immer weiter, und auch ihren Oberkörper, damit er es fühlen konnte, alles.

»Ich brauchte es«, sagte sie. »Ich brauchte etwas. Etwas, worauf ich meine Finger legen konnte. Was mich an mich erinnert. Gefällt es dir?« Sie hauchte ihm ins Ohr. Die Tinte sah aus, als würde sie sich bewegen.

»Es gefällt mir«, sagte er und legte die Finger darauf. Ihm war ein bisschen übel. Es gefiel ihm wirklich. Es gefiel ihm sehr.

Sehr viel später in dieser Nacht weckte ihn ihre Stimme aus einem tiefen Schlaf.

»Ich wusste nicht, dass sie kommt, und dann war sie da«, sagte sie, das Gesicht in die Kissen gedrückt. »Und ich wusste nicht, dass sie wegging, und jetzt ist sie weg.«

Er sah sie an. Sie hatte die Augen geschlossen, und auf ihren Lidern war noch altes Make-up.

»Aber«, fuhr sie fort, und ihre Stimme klang nun gepresster, »sie hat immer gemacht, was sie wollte.«

Jedenfalls glaubte er, dass sie das sagte. Aber sie schlief, und außerdem war es überhaupt nicht logisch.

»Es hat dir gefallen, bis du darüber nachgedacht hast«, sagte sie. »Bis du es genauer angesehen hast und dann zu dem Schluss gekommen bist, dass du es nicht mehr willst. Oder nicht der Kerl sein willst, der es will.«

Er trug das neue Hemd, das sie am Tag zuvor für ihn gekauft hatte. Es war dunkelviolett und wunderschön, und er fühlte sich gut darin, wie dieser Abteilungsleiter, über den alle Frauen im Büro redeten. Sie redeten über seine Schuhe, und er fragte sich immer, woher die Leute wohl solche Schuhe bekamen.

»Nein«, widersprach er. »Ich liebe es. Aber es ist einfach... sehr kostspielig.«

Natürlich war das nicht der Grund. Es kam ihm irgendwie im Moment nicht richtig vor, Sachen zu kaufen, irgendwas zu kaufen. Aber es lag auch an der Farbe des Hemdes, daran, wie es glänzte. Die strahlende, harte Schönheit des Hemdes. Es war ein Hemd, um damit auszugehen, für Nachtclubs, zum Tanzen. Für all diese Dinge, die sie getan hatten, als sie noch Sachen taten: Wodka und hämmernde Musik und wilder Sex in ihrem Auto.

Die Art von trunkenem Sex, der so schmutzig und verrückt war, dass man danach beinahe schüchtern miteinander umging, nach Hause fuhr, nüchtern gefickt, und das Gefühl hatte, als hätte man dem anderen etwas sehr Privates und sehr Schlimmes gezeigt.

Einmal, vor mehreren Jahren, hatte sie etwas mit ihm gemacht, was noch nie jemand mit ihm gemacht hatte, und er konnte sie danach überhaupt nicht mehr ansehen. Das nächste Mal machte er etwas mit ihr. Eine Weile schien es, als würde es niemals aufhören.

»Ich glaube, jemand sollte Ihnen etwas über Ihre Frau erzählen«, stand in der E-Mail. In der Betreffzeile. Er kannte die Adresse nicht, es war nur eine Reihe von Buchstaben und Zahlen, und in der Mail selbst stand kein Text. Da war nur

ein Foto von einem Mädchen, das in einem strahlend grünen Toppteil tanzte, dessen Nackenband gelöst war und herunterhing.

Es war Lorie, und er wusste, dass es ein altes Bild sein musste. Vor etlichen Wochen hatten die Zeitungen alte Schnappschüsse von Lorie in die Finger bekommen, als sie achtzehn, neunzehn gewesen war. Sie hatte auf Tischen getanzt und ihre Freundinnen geküsst. Es waren Dinge, die Mädchen taten, wenn sie tranken und jemand eine Kamera hatte.

Auf diesen Fotos machte Lorie immer Posen, wirkte wie ein Vampir, versuchte, wie ein Modell auszusehen, eine Berühmtheit. Es war eine Lorie aus der Zeit, bevor er sie wirklich kennengelernt hatte, eine Lorie aus der Zeit, die sie ihre »Wilde Mädchen-Zeit« nannte.

Aber auf diesem Foto schien sie die Kamera gar nicht zu bemerken, schien völlig in der Musik versunken zu sein, in die Geräusche, die sie in ihrem übervollen Kopf hörte. Sie hatte die Augen fest geschlossen, den Kopf zurückgeworfen, und ihr Hals war lang, braun und wunderschön.

Sie sah glücklicher aus, als er sie jemals gesehen hatte.

Es war eine Lorie von vor langer Zeit, oder von niemals.

Dann scrollte er das Bild weiter, sah, dass das Oberteil an ihrem Körper hochgerutscht war, sah einen Hüftknochen. Und die elegante kursive Schrift. *Mirame quemar.*

In dieser Nacht erinnerte er sich an eine Geschichte, die sie ihm vor langer Zeit erzählt hatte. Es kam ihm unmöglich vor, dass er sie vergessen hatte. Oder vielleicht war es jetzt einfach anders, warf ein neues Licht darauf. Etwas bisher Unentdecktes, wie eine alte Schachtel, die man im Keller findet und die nach Schimmel stinkt und bei der man sich fürchtet, sie zu öffnen.

Es war damals, als sie miteinander ausgingen und ihre Mitbewohnerin immer da war und sie nirgendwo allein sein

konnten. Sie veranstalteten wunderbare Saufgelage in seinem Auto, und sie liebte es, auf den Rücksitz zu klettern, sich auf dem Rücken zu räkeln, ein Bein hoch über die Kopfstütze zu legen und ihn anzuflehen, es ihr zu besorgen.

Es war nach dem ersten oder zweiten Mal, damals, als alles so verrückt und verwirrend war und sein Kopf hämmerte und er dachte, sein Schädel müsste explodieren, als Lorie sich an ihn schmiegte und redete und redete, über ihr Leben und darüber, wie sie einmal vier Revlon-Eyeslicks bei CVS gestohlen und wie sie mit einem Stofftier mit Schlappohren geschlafen hatte, das »Öhrchen« hieß. Sie sagte, sie hätte das Gefühl, sie könnte ihm alles erzählen.

Irgendwo in diesem Wirbel von Nächten, Nächten, in denen er ihr ebenfalls private Sachen erzählt hatte – dass er in seinen Babysitter verliebt war und wie er Matchbox-Autos gestohlen hatte –, hatte sie ihm auch diese Geschichte erzählt.

Wie sie, als sie sieben war und ihr Bruder geboren wurde, furchtbar eifersüchtig wurde.

»Meine Mutter hat die ganze Zeit nur mit ihm verbracht und mich den ganzen Tag allein gelassen«, sagte sie. »Deshalb habe ich ihn gehasst. Jede Nacht habe ich gebetet, dass man ihn wegholte. Dass ihm irgendetwas Schreckliches passieren würde. Ich bin nachts zu seiner Krippe geschlichen und habe ihn durch die Gitterstäbe angestarrt. Ich glaube, ich habe gedacht, ich könnte es nur durch Gedanken passieren lassen. Wenn ich ihn lange und fest genug anstarrte, würde es passieren.«

Er hatte genickt, weil er vermutete, dass Kinder so sein konnten. Er war der Jüngste gewesen und fragte sich, ob seine ältere Schwester auch so etwas seinetwegen gedacht hatte. Einmal hatte sie seinen Finger in die Hi-Hat eines Schlagzeugs gequetscht und dann gesagt, es wäre ein Unfall gewesen.

Aber sie war mit ihrer Geschichte noch nicht fertig, schmiegte sich dichter an ihn, und er roch den Pudergeruch

ihres Körpers und dachte an all die kleinen Ecken und Bögen, die er so gern mit seinen Händen fand, an all die weichen, heißen Plätze an ihr. Manchmal fühlte es sich an, als wäre ihr Körper niemals derselbe, als würde er sich unter seinen Händen verändern. *Ich bin eine Hexe, eine Hexe.*

»Also in einer Nacht«, sagte sie tief und verschwörerisch, »habe ich ihn wieder durch die Gitterstäbe beobachtet, und da hat er so komische Geräusche gemacht.«

Ihre Augen glitzerten im dunklen Auto.

»Ich habe mich vorgebeugt und meine Hände durch die Gitterstäbe gesteckt«, sagte sie und schob ihre Hände zu ihm. »Und da habe ich gesehen, wie eine Kordel von seinem Kinn herunterhing, von seinem Spielzeug. Ich habe angefangen, an ihr zu ziehen, habe immer weitergezogen.«

Er sah zu, wie sie die imaginäre Kordel zog und ihre Augen immer größer wurden.

»Dann hat er es herausgelassen«, sagte sie, »und wieder angefangen zu atmen.« Sie machte eine kleine Pause und schnalzte mit der Zunge. »Meine Mutter ist in diesem Moment hereingekommen. Sie sagte, ich hätte sein Leben gerettet«, erklärte sie. »Alle haben das gesagt. Sie hat mir einen neuen Pullover gekauft und die pinkfarbenen Schuhe, die ich so gern haben wollte. Alle haben mich geliebt.«

Die Scheinwerfer eines vorbeifahrenden Autos glitten über sie, und er sah ihre Augen, hell und funkelnd.

»Niemand hat jemals die wahre Geschichte erfahren«, sagte sie. »Ich habe sie niemandem erzählt.« Sie lächelte und presste sich an ihn. »Aber jetzt erzähle ich sie dir«, sagte sie. »Jetzt habe ich jemanden, dem ich sie erzählen kann.«

»Mr. Ferguson, Sie haben uns erzählt, und das bestätigt auch die Liste Ihres Mobilfunkanbieters, dass Sie Ihre Frau um 17.50 Uhr das erste Mal angerufen haben, am Tag des Verschwindens Ihrer Tochter. Sie haben sie schließlich um 18.45 Uhr erreicht. Ist das korrekt?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte er. Es war das achte, neunte oder zehnte Mal, dass sie ihn aufs Revier bestellt hatten. »Das wissen Sie besser als ich.«

»Ihre Frau hat gesagt, sie wäre gegen 17 Uhr in diesem Café gewesen. Aber wir haben Unterlagen von der Kreditkarte Ihrer Frau. Sie hat um 15.45 Uhr bezahlt.«

»Das weiß ich nicht«, sagte er und rieb sich den Nacken. Es kribbelte. Er begriff, dass er keine Ahnung hatte, was sie ihm erzählen wollten. Er wusste nicht, was da auf ihn zukam.

»Was, glauben Sie, hat Ihre Frau drei Stunden lang gemacht?«

»Sie hat nach dieser Frau gesucht. Versucht, sie zu finden.«

»Sie hat während dieser Zeit andere Anrufe getätigt. Aber sie hat nicht bei der Polizei angerufen, natürlich. Oder sich bei Ihnen gemeldet. Sie hat einen Mann namens Leonard Drake angerufen. Und danach einen namens Jason Patrini.«

Der eine klang wie ein alter Freund von ihr – Lenny sowieso –, der andere Name sagte ihm überhaupt nichts. Er hatte das Gefühl, als würde sich etwas in ihm aushöhlen. Er wusste nicht, über wen sie im Moment redeten, aber es hatte irgendwie nichts mit ihm zu tun.

Der weibliche Detective kam herein und warf ihrem Partner einen vielsagenden Blick zu.

»Da sie all diese Anrufe gemacht hat, konnten wir ihre Bewegungen verfolgen. Sie ist zur Harbor View Mall gegangen.«

»Möchten Sie sie auf den Aufnahmen der Sicherheitskamera sehen?«, fragte der weibliche Detective. »Wir haben sie gerade erst bekommen. Wussten Sie, dass sie dort ein Tanktop gekauft hat?«

Er fühlte nichts.

»Danach ging sie in den Quickie-Markt. Der Kassierer hat sie gerade identifiziert. Sie ging auf die Toilette. Er sagte, sie

wäre lange dringeblichen, und als sie herauskam, hatte sie sich umgezogen. Möchten Sie die Fotos sehen? Sie sieht nach einer Million Dollar aus.«

Sie schob ein körniges Foto auf den Schreibtisch. Eine junge Frau in einem Tanktop und einem Kapuzenpullover, dessen Kapuze sie tief in die Stirn gezogen hatte. Sie lächelte.

»Das ist nicht Lorie«, sagte er leise. Sie sah viel zu jung aus, sie sah aus, wie sie ausgesehen hatte, als er sie kennenlernte, eine kleine Elfenschönheit mit einem flachen Bauch, Zöpfen und einem gepiercten Nabel. Mit einem kleinen Ring, an dem er immer zog. Den hatte er vollkommen vergessen. Sie hatte ihn wohl zuwachsen lassen.

»So etwas ist bestimmt schwer zu verdauen, Mr. Ferguson«, sagte der männliche Detective. »Es tut mir leid.«

Er blickte hoch. Der Detective sah aus, als täte es ihm sehr leid.

»Was hast du zu ihnen gesagt?«, fragte er sie.

Lorie saß neben ihm im Wagen, einen halben Block von der Polizeiwache entfernt.

»Ich weiß nicht, ob du ihnen überhaupt noch irgendetwas sagen solltest«, meinte er. »Ich glaube, wir sollten uns einen Anwalt nehmen.«

Lorie blickte starr geradeaus, auf die grell aufleuchtenden Lichter der Kreuzung. Langsam hob sie die Hand zu ihrem Haar und fuhr nachdenklich hindurch. »Ich habe es erklärt«, sagte sie. »Ich habe ihnen die Wahrheit gesagt.«

»Welche Wahrheit?«, fragte er. Es fühlte sich so kalt im Wagen an. Sie strahlte einen Geruch aus von jemandem, der nicht gegessen hatte. Ein harter Geruch von Kaffee und Nagellackentferner.

»Sie glauben nichts mehr, was ich sage«, meinte sie. »Ich habe ihnen erklärt, dass ich zweimal an diesem Tag in dem Café war. Einmal, um einen Saft für Shelby zu holen, und dann später wegen eines Kaffees für mich. Sie sagten, sie

würden sich darum kümmern, aber ich habe es in ihren Gesichtern gesehen. Ich habe es ihnen auch gesagt. Ich weiß, was sie von mir halten.«

Sie drehte sich um und sah ihn an. Der Wagen bewegte sich schnell, und rote Lichter zuckten über ihr Gesicht. Das erinnerte ihn an ein Foto, das er einmal in einem Magazin des *National Geographic* gesehen hatte, von einer Frau aus dem Amazonasgebiet, mit rotbemaltem Gesicht und einem Holzstift in ihrer Lippe.

»Jetzt weiß ich, was alle von mir denken«, sagte sie und wandte sich wieder ab.

Es war spät in der Nacht, und er hatte die Augen weit geöffnet, als er sie fragte. Sie schlief fest, aber er fragte trotzdem.

»Wer ist Leonard Drake? Wer ist Jason wie auch immer?«

Sie rührte sich, drehte sich zu ihm um und hatte das Gesicht flach auf dem Laken liegen.

»Wer ist Tom Ferguson? Wer ist das?«

»Machst du das die ganze Zeit?« Seine Stimme wurde lauter. »Läufst rum und besuchst Männer?«

Es war einfacher, sie das zu fragen, als sie andere Dinge zu fragen, zum Beispiel, ob sie Shelby geschüttelt hatte, ob das alles nur gelogen war. Oder noch andere Dinge.

»Ja«, sagte sie. »Ich besuche den ganzen Tag Männer. Ich gehe in ihre Wohnungen. Ich lasse meine Tochter im Wagen, vor allem wenn es sehr heiß ist. Ich schleiche die Treppe zu ihren Wohnungen hoch.«

Sie hatte ihre Hand auf ihre Brust gelegt und bewegte sie dort, während sie ihn beobachtete.

»Du solltest fühlen, wie sehr ich sie begehre, wenn sie die Tür aufmachen.«

Hör auf, sagte er, ohne es zu sagen.

»Ich habe ihre Gürtel in der Hand, bevor sie auch nur die Tür hinter mir geschlossen haben. Dann kriechen sie auf

ihren schmutzigen Junggesellensofas auf ihren Schoß und mache alles.«

Er schüttelte den Kopf, aber sie hörte nicht auf.

»Du bekommst ein Baby, dein Körper verändert sich. Du brauchst etwas anderes. Also lasse ich sie alles mit mir machen. Ich habe alles gemacht.«

Ihre Hand bewegte sich, und sie berührte sich selbst. Sie wollte nicht aufhören.

»Das mache ich, während du arbeitest. Ich habe nicht die Leute von Craigslist besucht, um dir einen neuen Rasenmäher zu kaufen. Ich habe nichts für dich gemacht, immer nur du.«

Er hatte den Rasenmäher vergessen, hatte vergessen, was sie an diesem Tag hatte tun wollen. Sie wollte einen gebrauchten Rasenmäher kaufen, nachdem er blutige Blasen an den Händen bekommen hatte, als er den alten das letzte Mal benutzt hatte. Das hatte sie tun wollen – jedenfalls hatte sie das gesagt.

»Nein«, sagte sie jetzt. »Ich habe Männer angerufen und mich zum Sex mit ihnen verabredet. Das mache ich, seit ich ein Baby bekommen habe und zu Hause bin. Ich weiß nicht, wie ich irgendetwas anderes tun soll. Es ist verblüffend, dass ich nicht schon früher erwischt worden bin. Wenn ich nur nicht erwischt worden wäre.«

Er schlug die Hände vors Gesicht. »Es tut mir leid. Es tut mir so leid.«

»Wie konntest du?« Ihre Stimme klang erstickt. Sie zog das ganze Laken in ihre Hände, rollte es zusammen, zerrte es von ihm herunter, wrang es. »Wie konntest du nur?«

In dieser Nacht träumte er von Shelby.

Er träumte, dass er durch das dunkle, bläuliche Haus wanderte, und als er in Shelbys Zimmer kam, war da gar kein Zimmer, sondern er stand plötzlich draußen.

Der Hof war gefroren, sah einsam aus, und er fühlte sich

plötzlich traurig. Er hatte plötzlich das Gefühl, als wäre er an den einsamsten Ort der ganzen Welt gekommen, und der alte Werkzeugschuppen in der Mitte schien irgendwie das Zentrum dieser Einsamkeit zu sein.

Als sie das Haus gekauft hatten, hätten sie den Schuppen fast abgerissen – alle sagten, sie sollten ihn abreißen –, aber sie mochten ihn irgendwie; die »Babyscheune«, hatten sie ihn genannt, mit seinem schiefen Dach und der verblassten roten Farbe.

Aber der Schuppen war zu klein, als dass man mehr als ein paar Rechen und den Handrasenmäher mit dem schiefen linken Rad dort hätte unterbringen können.

Es war das einzige Alte an ihrem Haus, das einzige Ding, das schon da gewesen war, bevor er dorthin kam.

Am Tag dachte er überhaupt nicht mehr über den Schuppen nach, fiel er ihm überhaupt nicht mehr auf, außer wenn es geregnet hatte und er diesen sonderbaren Geruch verströmte.

Aber in dem Traum schien der Schuppen lebendig zu sein, vernachlässigt und erbärmlich.

Plötzlich fiel ihm auf, dass der Rasenmäher in dem Schuppen repariert werden konnte, und wenn er wieder funktionierte, wäre alles in Ordnung, und niemand würde nach Rasenmähern suchen müssen, und das dicke Gras unter seinen Füßen würde sich nicht zu schwer anfühlen, und diese ganze Einsamkeit würde aufhören.

Er legte seine Hand auf den kühlen, geschwungenen Türgriff des Schuppens und zog die Tür auf.

Statt des Rasenmähers sah er jedoch einen kleinen schwarzen Sack auf dem Boden des Schuppens.

Er dachte, wie man es in Träumen so tut: *Ich muss das gemähte Gras hiergelassen haben. Das Gras muss schon verschimmelt sein, und das muss der Geruch sein, der immer so stark...*

Er griff nach dem Sack, der sich öffnete und dann in seinen Händen auseinanderzufallen schien.

Dann gab es ein Geräusch, ein Gefühl, als wäre etwas Schweres auf den Boden des Schuppens gefallen.

Es war zu dunkel, um zu sehen, was da über seine Füße rutschte und seine Knöchel kitzelte.

Es war auf jeden Fall zu dunkel, aber es fühlte sich an wie das seidige Haar seiner süßen Tochter.

Als er aufwachte, hatte er sich bereits aufgesetzt. Eine Stimme zischte in seinem Kopf: *Wirst du es wagen, im Schuppen nachzusehen? Wirst du es wagen?*

Und dann fiel ihm wieder ein, dass schon lange kein Schuppen mehr hinten im Garten stand. Sie hatten ihn abgerissen, als Lorie schwanger war, weil sie behauptete, der Geruch bereite ihr Kopfschmerzen und Übelkeit.

Am nächsten Tag standen mehrere Artikel auf der Titelseite der Zeitung, die das zweimonatige Verschwinden von Shelby behandelten.

Sie brachten ein Foto von Lorie unter der Schlagzeile: *Was weiß sie?* Es gab auch ein Foto von ihm, als er am Vortag die Polizeiwache mit gesenktem Kopf verlassen hatte. Die Bildunterschrift lautete: *Weitere unbeantwortete Fragen.*

Er konnte nichts davon lesen, und als seine Mutter anrief, nahm er den Hörer nicht ab.

In der Arbeit konnte er sich den ganzen Tag nicht konzentrieren. Er hatte das Gefühl, als würden ihn alle anstarren.

Als sein Boss zu ihm kam, spürte er förmlich, wie vorsichtig der Mann mit ihm redete.

»Tom, wenn Sie früher gehen wollen, ist das in Ordnung«, sagte er.

Er erwischte mehrmals die Assistentin der Verwaltung dabei, wie sie auf seinen Bildschirmschoner starrte, ein Schnappschuss von Lorie mit der zehn Monate alten Shelby in ihrem Halloween-Kostüm, einer schwarzen Spinne mit weichen Spinnenbeinen.

Schließlich ging er, um drei Uhr.

Lorie war nicht zu Hause, und er stand am Waschbecken in der Küche und trank ein Glas Wasser, als er sie durch das Fenster sah.

Obwohl es kaum zwanzig Grad waren, lag sie auf einer Gartenliege.

Sie hatte die Kopfhörer aufgesetzt und trug einen strahlend orangefarbenen Bikini, der in der Hose und am Oberteil mit goldenen Reifen zusammengehalten wurde.

Sie hatte das violette Spielzeughaus an den hinteren Zaun geschoben, wo es schief unter der Ulme stand.

Er hatte den Bikini noch nie gesehen, aber er erkannte die Sonnenbrille. Sie hatte große Gläser und einen weißen Rahmen, und sie hatte sie auf einer Reise nach Mexiko gekauft, die sie mit einer alten Freundin gemacht hatte, kurz bevor sie schwanger wurde.

Und in der Mitte ihres glatten Körpers glänzte ein goldener Nabelring.

Sie lächelte und sang mit der Musik, die in ihrem Kopf spielte.

In dieser Nacht brachte er es nicht fertig, ins Bett zu gehen. Er sah fern, stundenlang, ohne irgendetwas wirklich zu sehen. Er trank vier Bier hintereinander, was er nicht mehr getan hatte, seit er zwanzig Jahre alt gewesen war.

Schließlich wirkten das Bier und auch die Benadryl, die er hinterher nahm, und schließlich sank er auf ihre gemeinsame Matratze.

Irgendwann mitten in der Nacht spürte er, wie sich jemand neben ihm bewegte, wie sie sich heftig umdrehte. Es fühlte sich an, als würde etwas passieren.

»Kirsten«, murmelte sie.

»Was?«, fragte er. »Was?«

Plötzlich richtete sie sich halb auf, zog die Ellbogen unter sich und sah starr geradeaus.

»Der Name ihrer Tochter war Kirsten«, sagte sie leise und

zögernd. »Es ist mir gerade eingefallen. Einmal, als wir uns unterhalten haben, sagte sie, der Name ihrer Tochter wäre Kirsten. Es gefiel ihr, wie es zusammen mit Krusie klang.«

Er spürte, wie sich etwas in ihm löste und dann wieder anspannte. Was war das hier?

»Ihr Nachname war Krusie, mit einem K«, fuhr sie fort. Sie wurde lebhafter und ihre Stimme drängender. »Ich weiß nicht, wie es buchstabiert wird, aber es fängt mit einem K an. Ich kann nicht glauben, dass mir das gerade erst eingefallen ist. Es ist schon lange her. Sie sagte, ihr gefielen die beiden Ks. Weil sie selbst zwei Ks hatte. Katie Krusie. Das ist ihr Name.«

Er sah sie an und sagte nichts.

»Katie Krusie«, sagte sie. »Die Frau aus diesem Café. Das ist ihr Name.«

Er schien weder sprechen noch sich rühren zu können.

»Willst du anrufen?«, sagte sie. »Die Polizei?«

Er konnte sich nicht rühren. Irgendwie hatte er Angst. Er hatte so viel Angst, dass er nicht einmal atmen konnte.

Sie sah ihn an, wartete einen Moment und griff dann an ihm vorbei zum Telefon.

Als sie mit der Polizei redete, ihnen alles erzählte, war ihre Stimme klar und fest. Sie sagte ihnen, woran sie sich erinnerte, sagte ihnen, dass sie zur Wache kommen würde, dass sie in fünf Minuten losfahren würde, und er beobachtete sie. Er hatte seine Hand über sein Herz gelegt und spürte, dass es so hart schlug, dass es wehtat.

»Wir glauben, dass wir diese Krusie ausfindig gemacht haben«, sagte der weibliche Detective. »Im Moment sind Beamte zu ihr unterwegs.«

Er sah sie beide an. Er spürte Lorie neben sich, hörte, wie sie atmete. Es war nicht einmal einen Tag her, seit Lorie bei der Polizei angerufen hatte.

Was sagen Sie da?, sagte er. Er versuchte es. Kein Wort kam über seine Lippen.

Katie-Ann Krusie hatte keine Kinder, aber sie erzählte allen Leuten ständig, dass sie Kinder hätte. Nach einer langen Geschichte emotionaler Probleme hatte sie nach einer Fehlgeburt vierzehn Monate in einem Krankenhaus verbracht.

In den letzten acht Wochen hatte sie in einer Mietwohnung in Tarring gelebt, vierzig Meilen entfernt, mit einem kleinen blonden Mädchen, das sie Kirsten nannte.

Nachdem die Polizei ein Foto von Katie-Ann Krusie über AMBER Alert veröffentlicht hatte, hatte eine Frau, die in einer Kaffeehauskette in Tarring arbeitete, sie als Stammkundin erkannt. Sie bestellte immer extra Milch für ihre Babys.

»Sie klang wirklich so, als würde sie ihre Kinder lieben«, sagte die Frau. »Schon über sie zu sprechen hat sie so glücklich gemacht.«

Als er Shelby das erste Mal wiedersah, bekam er keine Silbe heraus.

Sie trug ein Hemd, das er noch nie gesehen hatte, Schuhe, die nicht passten, und sie hielt eine Safttüte in der Hand, die ein Polizist ihr gegeben hatte.

Sie beobachtete ihn, als er durch den Flur auf sie zurannte.

Da war etwas in ihrem Gesicht, was er zuvor noch nie gesehen hatte, er wusste, dass es dort vorher nicht gewesen war, und er wusste sofort, dass er alles tun musste, damit es wieder verschwand.

Das war alles, was er tun würde, auch wenn es ihn den Rest seines Lebens kosten würde.

Am nächsten Morgen hatte er alle nacheinander angerufen und ging in die Küche. Lorie saß neben Shelby, die Apfelscheiben aß, den kleinen Finger ausgestreckt, wie sie es immer schon getan hatte.

Er saß da und beobachtete sie, und Shelby fragte ihn, warum er zitterte, und er sagte, weil er froh wäre, sie zu sehen.

Es fiel ihm schwer, die Küche zu verlassen und zur Haustür zu gehen, als seine Mutter und seine Schwester kamen, als alle anderen langsam eintrudelten.

Drei Nächte später, beim großen Familienessen, dem Willkommens-Dinner für Shelby, trank Lorie viel Wein. Wer könnte es ihr verdenken?, meinten alle.

Er konnte es ihr auch nicht verdenken, und er beobachtete sie.

Im Laufe des Abends, als seine Mutter einen Eiskuchen für Shelby herausholte, als sich alle um Shelby drängten, die zunächst verwirrt und schüchtern zu sein schien, dann aber langsam immer wunderschöner wurde, so dass er am liebsten geweint hätte, als all das passierte, behielt er Lorie im Auge, ihr ruhiges, stilles Gesicht. Er sah ihr Lächeln, das sich weder verstärkte noch abnahm, selbst wenn sie Shelby auf dem Schoß hatte und Shelby sich an die vom Wein erhitzte Wange ihrer Mutter schmiegte.

Irgendwann fand er sie in der Küche. Sie stand an der Spüle, und es kam ihm so vor, als würde sie in den Abfluss starren.

Es war sehr, sehr spät oder sehr früh, und Lorie war nicht da.

Er dachte, ihr wäre vielleicht schlecht von dem Wein, aber sie war auch nicht im Badezimmer.

Irgendetwas drehte sich in seinem Magen, etwas Unbehagliches, und er ging zu Shelbys Zimmer.

Er sah ihren Rücken, nackt und weiß im Mondlicht. Die pflaumenfarbene Unterhose, in der sie schlief.

Sie stand über Shelbys Kinderbett und starrte darauf hinab.

Er spürte, wie sich etwas in seiner Brust regte.

Dann kniete sie sich langsam hin, spähte durch die Gitterstäbe des Kinderbetts und musterte Shelby.

Es sah aus, als würde sie auf etwas warten.

Er blieb lange dort stehen, zwei Meter von der Tür entfernt, und beobachtete sie, während sie ihr schlafendes Baby beobachtete.

Er lauschte angestrengt den hellen Atemzügen seiner Tochter, wie sie anfangen und aufhörten.

Er konnte das Gesicht seiner Frau nicht sehen, nur den langen weißen Rücken, die Wölbungen ihres Rückgrats. Die *Mirame-quemar*-Tätowierung auf ihrer Hüfte.

Er beobachtete sie, wie sie ihre Tochter beobachtete, und wusste, dass er diesen Raum niemals wieder verlassen konnte. Er musste jetzt für immer hier sein und Wache halten. Er würde nie wieder ins Bett gehen können.

CECELIA HOLLAND

Cecelia Holland ist eine weltweit gerühmte und angesehene Autorin historischer Romane und wird in einer Reihe mit anderen Größen dieses Genres genannt, wie Mary Renault und Larry McMurtry. Im Laufe ihrer dreißigjährigen Karriere hat sie mehr als dreißig historische Romane geschrieben, wie zum Beispiel *The Firedrake*, *Rakóssy*, *Two Ravens*, *Ghost on the Steppe*, *The Death of Attila*, *Hammer for Princes*, *The King's Road*, *Säule des Himmels*, *The Lords of Vaumartin*, *Pacific Street*, *The Sea Beggars*, *The Earl*, *The Kings in Winter*, *The Belt of Gold* und mehr als ein Dutzend weitere. Sie schrieb auch den bekannten SF-Roman *Wandernde Welten*, der 1975 für den Locus Award nominiert war, und hat in letzter Zeit an einer Reihe fantastischer Romane gearbeitet, zum Beispiel *Der Dieb der Seelen*, *The Witches' Kitchen*, *The Serpent Dreamer*, *Varanger* und *The King's Witch*. Ihre neuesten Romane sind *The High City*, *Kings of the North* und *The Secret Eleanor*.

In dem Drama, das hier folgt, stellt sie uns die ultimative dysfunktionale Familie vor, deren rücksichtsloser und zerstörerischer Ehrgeiz England viele Jahre lang immer wieder in blutige Bürgerkriege gestürzt hat: König Heinrich II., seine Königin, Eleanor von Aquitanien, sowie ihre acht streitsüchtigen Kinder. Allesamt so tödlich wie Kobras. Selbst das jüngste.

NORAS LIED

Übersetzt von Wolfgang Thon

MONTMIRAIL

Januar 1169

Nora sah sich rasch um, überzeugte sich, dass niemand sie beobachtete, und verschwand dann zwischen den Bäumen zum Ufer des kleinen Bachs. Sie wusste, dass es dort keine Frösche gab, die sie hätte jagen können. Ihr Bruder hatte ihr gesagt, dass es in den Flüssen keine Frösche gab, wenn die Bäume keine Blätter hatten. Aber das Wasser rieselte glitzernd über die blanken Steine, und sie sah Spuren in dem feuchten Sand. Sie hockte sich hin und nahm einen glänzenden Stein aus dem Bach. Wenn er trocken war, würde er nicht mehr so schön schimmern. Hinter ihr rutschte ihre kleine Schwester Johanna die Böschung hinab.

»Nora! Was hast du da?«

Sie hielt ihrer Schwester den Kieselstein hin und ging ein Stück weiter an dem plätschernden Bach entlang. Die Spuren stammten von Vogelkrallen, die in dem feuchten Sand wie Kreuze aussahen. Sie hockte sich wieder hin, stocherte zwischen den Steinen herum und sah in dem gelblichen, körnigen Flussufer ein Loch, das wie eine kleine runde Tür wirkte.

Sie schob den Schleier aus haarigen Wurzeln zur Seite und versuchte hineinzublicken; lebte darin vielleicht etwas? Sie hätte mit der Hand hineingreifen können, um es fest-

zustellen, und während sich ihre Gedanken überschlugen, stellte sie sich etwas Pelziges vor, etwas Pelziges mit Zähnen, Zähne, die nach ihrer Hand schnappten, und drückte ihre Faust fest gegen ihr Kleid.

Zwischen den Bäumen rief jemand: »Nora?«

Das war ihre neue Kinderfrau. Sie achtete nicht auf sie, sondern sah sich nach einem Stock um, mit dem sie in dem Loch herumstochern könnte. Johanna keuchte leise neben ihr und beugte sich auf allen vieren zu dem Bau hinunter. Ihr Kleid wurde vom Wasser durchtränkt.

»Nora!« Das war eine andere Stimme.

Sie sprang auf. »Richard«, erwiderte sie, erklimm rasch die Böschung und hätte dabei fast einen Schuh verloren. Auf dem Grasrand zog sie den Schuh wieder an, drehte sich um und half Johanna ebenfalls hinauf. Dann liefen sie zwischen den kahlen Bäumen hindurch auf die freie Fläche.

Ihr Bruder kam auf sie zu, lächelnd, mit ausgestreckten Armen, und sie lief zu ihm. Sie hatte ihn seit Weihnachten nicht gesehen, als sie das letzte Mal alle zusammen gewesen waren. Er war zwölf Jahre alt, viel älter als sie selbst, fast schon erwachsen. Er fing sie auf und drückte sie an sich. Er roch nach Pferd. Johanna kam schreiend angelaufen, und er umarmte sie ebenfalls. Die beiden Kinderfrauen folgten ihnen keuchend, mit geröteten Gesichtern, die Röcke in den Fäusten. Richard richtete sich auf. Seine blauen Augen leuchteten. Er deutete über das Feld.

»Siehst du, dahinten? Dort kommt Mutter.«

Nora legte gegen die Sonne die Hand auf die Stirn und blickte über das weite Feld. Zuerst sah sie nur die Menschenmenge, die um den Rand des Feldes zu wogen schien, aber dann durchlief sie ein Murmeln, das schließlich zu einem lauten Brüllen anschwell. Weiter hinten sprang ein Pferd auf das Feld und blieb stehen. Die Reiterin hob die Hand zum Gruß.

»Mama!«, schrie Johanna und klatschte in die Hände.

Jetzt jubelte und schrie die ganze Menschenmenge, und Noras Mama galoppierte auf ihrem dunkelgrauen Ross über den Weg zu dem hölzernen Podium unter den Platanen, wo sie alle sitzen würden. Nora spürte, wie ihr Herz anschwell, als müsste es platzen. »Hurra!«, schrie sie. »Hurra, Mama!«

Neben dem Podium bauten sich etwa ein Dutzend Männer auf, um die Frau auf dem Pferd willkommen zu heißen. Sie ritt zwischen sie, warf einem die Zügel zu und stieg ab. Rasch erklomm sie die Plattform, wo bereits zwei Stühle warteten, und blieb dort stehen. Sie hob einen Arm, drehte sich langsam von einer Seite zur anderen und begrüßte die jubelnde Menge. Sie stand so gerade da wie ein Baum, und ihre Röcke schwangen um ihre Beine.

Über dem Podium öffnete sich plötzlich ihr Banner wie eine große Schwinge. Es zeigte den Adler von Aquitanien. Das donnernde Geschrei schwoll zu doppelter Lautstärke an.

»Eleanor! Eleanor!«

Sie winkte der Menge ein letztes Mal zu, aber sie hatte gesehen, wie ihre Kinder auf sie zurannten. Ihre gesamte Aufmerksamkeit richtete sich jetzt auf sie. Sie bückte sich und breitete die Arme aus. Richard nahm Johanna auf die Arme und lief zum Podium. Nora stürmte die Stufen an der Seite hinauf. Als Richard die Vorderseite erreichte, setzte er Johanna ihrer Mutter vor die Füße.

Ihre Mutter streichelte ihre Köpfe. Nora vergrub ihr Gesicht in die Röcke der Königin.

»Mama.«

»Ah.« Ihre Mutter setzte sich und hielt Johanna etwas von sich weg; den freien Arm schlang sie um Noras Hüfte. »Ah, meine Lieben. Wie habe ich euch vermisst.« Sie küsste sie beide rasch, mehrmals hintereinander. »Johanna, du bist vollkommen durchnässt. Das geht nicht.« Sie winkte, und Johannas Kinderfrau rannte herbei. Johanna quietschte protestierend, wurde aber weggeschleppt.

Eleanor hielt Nora immer noch an sich gedrückt, beugte sich jetzt vor und richtete ihren Blick auf Richard, der mit verschränkten Armen und die Ellbogen auf den Rand der Plattform gestützt vor ihr stand.

»Nun, mein Sohn, bist du aufgeregt?«

Er stieß sich von der Plattform ab, richtete sich straffer auf, sein Gesicht brannte, und sein blondes Haar war vom Wind zerzaust. »Mutter, ich kann es kaum erwarten! Wann wird Papa hier eintreffen?«

Nora lehnte sich an ihre Mutter. Sie liebte Richard ebenfalls, aber sie wünschte sich, dass ihre Mutter ihr mehr Beachtung schenkte. Ihre Mutter war wunderschön, obwohl sie wirklich alt war. Sie trug keine Bundhaube, sondern nur einen schweren goldenen Reif auf ihrem glatten roten Haar. Noras Haar sah aus wie altes, totes Gras. Sie würde niemals wunderschön sein. Die Königin schlang ihren Arm fester um sie, aber sie neigte sich immer noch Richard zu und schien vollkommen auf ihn konzentriert.

»Er kommt. Du solltest dich für die Zeremonie bereit machen.« Sie berührte die Brust seines Wamses und hob dann die Hand zu seiner Wange. »Und kämm dir auf jeden Fall das Haar.«

Er hüpfte vor Aufregung von einem Fuß auf den anderen. »Ich kann es kaum erwarten. Ich kann es kaum noch erwarten! Ich werde der Herzog von Aquitanien!«

Die Königin lachte. Am Ende des Platzes ertönte ein Horn. »Hörst du, es fängt an. Geh und such deinen Mantel.« Sie drehte sich um und winkte einen Pagen heran. »Kümmere dich um Lord Richard. So, Nora...« Sie schob Nora sanft einen Schritt zurück, so dass sie sie von Kopf bis Fuß betrachten konnte. Sie lächelte, und ihre Augen funkelten. »Was hast du gemacht? Hast du dich im Gras gewälzt? Du bist jetzt mein großes Mädchen, du musst präsentabel sein.«

»Mama.« Nora wollte kein großes Mädchen sein. Es er-

innerte sie daran, dass Mattie gegangen war, das wirklich große Mädchen. Aber sie liebte es, die Aufmerksamkeit ihrer Mutter zu haben, und überlegte krampfhaft, was sie sagen könnte, um sie zu behalten. »Bedeutet das, dass ich nicht mehr spielen darf?«

Eleanor lachte und umarmte sie erneut. »Du wirst immer spielen können, meine Kleine. Nur andere Spiele.« Sie streifte mit den Lippen Noras Stirn. Und Nora begriff, dass sie das Richtige gesagt hatte. Dann drehte sich Eleanor weg.

»Sieh, da kommt dein Vater.«

Erregung durchströmte die Menschenmenge, wie ein Wind durch ein Weizenfeld strich; erst erhob sich ein lautes Murmeln, das sich zu einem donnernden Jubel steigerte. Eine Kolonne von Reitern kam über das freie Feld. Nora richtete sich auf, klatschte in die Hände, holte tief Luft und hielt sie an. In der Mitte der Gruppe ritt ihr Vater. Er trug weder eine Krone noch königliche Roben, und doch schien es, als würde sich alles und jeder um ihn herum verbeugen und bücken, als wäre niemand wichtiger als er.

»Papa.«

»Ja«, sagte Eleanor leise. »Der königliche Papa.« Sie nahm den Arm von Noras Hüfte und straffte sich auf ihrem Stuhl.

Nora trat etwas zurück; wenn sie hinter ihnen stand, außer Sicht, würden sie sie vielleicht vergessen, und sie konnte bleiben. Sie sah, dass Richard ebenfalls nicht weggegangen war, sondern vor dem königlichen Podium stehen blieb. Ihr Vater ritt vor und schwang sich direkt aus dem Sattel auf die Plattform. Er lächelte. Die Augen hatte er zusammengezogen, seine Kleidung war zerknittert, Bart und Haar waren zerzaust. Er kam ihr vor wie ein König aus dem Wald, wild und gewaltig, angetan mit Blättern und Borke. An der Seite des Feldes, zu beiden Seiten des Podiums, nahmen seine Ritter in einer Reihe Aufstellung, Steigbügel an Steigbügel, direkt gegenüber den Franzosen auf der anderen Seite des Feldes. Der König warf einen kurzen Blick dorthin

und sah dann auf Richard hinab, der steif und hoch aufgerichtet vor ihm stand.

»Also, Sirrah«, sagte ihr Vater. »Bist du bereit, eine Lanze zu brechen?«

»Oh, Papa!« Richard sprang von einem Fuß auf den anderen. »Darf ich?«

Ihr Vater lachte schallend und sah von dem erhöhten Podium auf ihn herunter. »Nicht, solange du nicht selbst dein Lösegeld zahlen kannst, falls du verlierst.«

Richard errötete wie ein Mädchen. »Ich werde nicht verlieren!«

»Nein, natürlich nicht.« Der König schickte ihn mit einer verächtlichen Handbewegung weg. »Niemand glaubt, dass er verliert, Sirrah.« Er lachte wieder, höhnisch, und wandte sich ab. »Wenn du älter bist...«

Nora biss sich auf die Lippe. Es war gemein, so mit Richard zu reden, und ihr Bruder ließ die Schultern sinken, trat wütend in den Sand und folgte dem Pagen über das Feld. Plötzlich war er einfach nur wieder ein Junge. Nora versteckte sich hinter dem Rücken ihrer Mutter und hoffte, dass ihr Vater sie nicht bemerkte. Er setzte sich auf den Stuhl neben der Königin, streckte die Beine aus und drehte sich zum ersten Mal zu Eleanor herum.

»Du siehst erstaunlich gut aus, alles in allem. Es überrascht mich, dass deine alten Knochen es von Poitiers bis hierher geschafft haben.«

»Ich wollte das hier auf keinen Fall versäumen«, erwiderte sie. »Und der Ritt ist angenehm.« Sie berührten sich nicht, sie küssten sich nicht, und in Nora machte sich so etwas wie Besorgnis breit. Ihre Kinderfrau war an den Rand des Podiums getreten, und Nora verkroch sich noch tiefer im Schatten von Eleanor. Diese starrte den König lange an und richtete ihren Blick dann auf seine Brust.

»Eier zum Frühstück? Oder ist es das Abendessen von gestern?«

Erschrocken hob Nora ein wenig den Kopf, um ihn anzusehen. Seine Kleidung war schmutzig, aber sie konnte kein Eigelb erkennen. Ihr Vater erwiderte den harten Blick ihrer Mutter, und sein Gesicht war bleich vor Wut. Er blickte nicht einmal auf sein Wams. »Was für ein kleinliches altes Weib du geworden bist.«

Nora fuhr sich mit der Zunge über die Unterlippe. Sie fühlte sich rau an. Die Hand ihrer Mutter lag auf ihrem Schenkel, und Nora sah, wie sie den Rock immer wieder glättete, schnell, mit harten, gekrümmten Fingern.

»Lady Nora, kommt jetzt mit«, sagte ihre Kinderfrau.

»Du hast deine Geliebte nicht mitgebracht«, stellte die Königin fest.

Der König beugte sich ein wenig zu ihr, als wollte er sie angreifen, sie vielleicht mit der Faust schlagen. »Sie hat Angst vor dir. Sie will nicht einmal in deine Nähe kommen.«

Eleanor lachte. Sie hatte keine Angst vor ihm. Nora fragte sich, worüber sie redeten; war ihre Mutter nicht die Liebste des Königs? Sie tat, als sähe sie nicht, dass ihre Kinderfrau sie zu sich winkte.

»Nora, kommt jetzt!«, sagte die junge Frau schließlich laut.

Das erregte die Aufmerksamkeit ihrer Mutter, die herumfuhr und Nora hinter sich entdeckte. »Geh mit, meine Kleine«, sagte sie. »Mach dich fertig.« Sie legte die Hand leicht auf Noras Schulter. »Tu, was man dir sagt, bitte.« Nora rutschte vom Rand der Plattform auf den Boden und ließ sich wegzerren, damit man sie ankleiden und frisieren konnte.

Ihre alte Kinderfrau hatte Mattie begleitet, als Noras große Schwester diesen deutschen Herzog geheiratet hatte. Jetzt hatte sie diese neue Kinderfrau, die ihr Haar nicht bürsen konnte, ohne dass es ihr wehtat. Man hatte Johanna bereits ein frisches Kleid angezogen und ihr Haar zu Zöpfen geflochten, und die anderen warteten vor dem kleinen Zelt.

Nora dachte weiter an Mattie, die ihr Geschichten erzählt und Lieder vorgesungen hatte, wenn sie Albträume hatte.

Schließlich gingen sie alle für die Zeremonie auf das Feld; zuerst ihre Brüder und dann Johanna und sie.

Johanna schob ihre Hand in die von Nora, und Nora drückte fest ihre Finger. Unter so vielen Menschen kam sie sich klein vor. Mitten auf dem Feld standen die Menschen in mehreren Reihen, als wären sie in einer Kirche, und die Gemeinen hatten sich dicht um sie versammelt, um zu hören, was passierte. Auf beiden Seiten des Feldes hingen Banner, und davor stand ein Herold, der zusah, wie die Kinder näher kamen. Sein langes, glänzendes Horn hatte er gesenkt.

Auf großen Stühlen saßen ihr Vater und ihre Mutter und neben ihnen ein blasser, müder Mann in einem Gewand aus blauem Samt. Er hatte einen kleinen Hocker unter seinen Füßen stehen. Sie wusste, dass dies der König von Frankreich war. Sie, ihre Schwester und ihre Brüder traten vor sie hin, nebeneinander, der Herold nannte ihre Namen, und sie verbeugten sich alle gleichzeitig, erst vor ihren Eltern, dann vor dem französischen König.

Sie waren jetzt nur noch zu fünft, da Mattie fort und ihr kleiner Bruder noch im Kloster war. Heinrich war der Älteste. Sie nannten ihn Jung-Heinrich, weil Papas Name ebenfalls Heinrich war. Dann kam Richard und danach Gottfried. Mattie wäre zwischen Jung-Heinrich und Richard gewesen. Nach Gottfried kam Nora und dann Johanna und am Schluss der kleine John, der noch bei den Mönchen war. Die Menge jubelte und brüllte, und Richard hob plötzlich den Arm über den Kopf, als würde er ihnen antworten.

Dann wurden sie alle in die Gruppe von Menschen hinter ihren Eltern geschoben, wo sie sich wieder nebeneinander aufstellten. Die Herolde schrien irgendetwas auf Latein. Johanna beugte sich zu Nora. »Ich hab Hunger.«

Zwei Schritte vor ihnen saß Eleanor auf ihrem Stuhl und warf einen Blick über die Schulter. »Leise«, flüsterte Nora

ihrer Schwester zu. Die Menschen um sie herum waren Männer, nur hinter dem König von Frankreich stand ein Mädchen. Es sah ein bisschen älter aus als Nora, die bemerkte, dass das Mädchen sie ansah. Nora lächelte unsicher, aber das andere Mädchen schlug die Augen nieder.

Das Schmettern des Horns hätte sie fast umgeworfen. Johanna umklammerte ihre Hand. Einer von Papas Männern trat vor und las etwas von einer Schriftrolle, wieder auf Latein, aber einfacher als das Latein, das die Mönche sie gelehrt hatten. Er las etwas über Jung-Heinrich, wie edel, wie gut er wäre, und auf ein Signal hin trat ihr ältester Bruder vor die beiden Könige und die Königin. Er war groß und dünn, hatte viele Sommersprossen und ein sonnenverbranntes Gesicht. Nora mochte das dunkle Grün seines Wamses. Er kniete sich vor seinen Vater und den französischen König, und die Herolde redeten, und die Könige redeten auch.

Sie machten Jung-Heinrich auch zu einem König. Er war jetzt König von England, so wie Papa. Sie stellte sich plötzlich vor, wie die beiden Heinrichs versuchten, sich zusammen auf einen Thron zu quetschen, mit einer Krone auf ihren beiden Köpfen, und lachte. Ihre Mutter warf erneut einen Blick über die Schulter. Ihre Augen blitzten, und sie hatte die dunklen Brauen finster zusammengezogen.

Johanna trat von einem Fuß auf den anderen. »Ich hab Hunger«, sagte sie lauter als zuvor.

»Pssst!«

Jung-Heinrich erhob sich von den Knien, verbeugte sich und ging dann wieder zu den Kindern zurück. Der Herold nannte Richards Namen, und er sprang hastig vor. Sie ernannten ihn zum Herzog von Aquitanien. Er würde die Tochter des französischen Königs heiraten, Alais. Nora blickte wieder zu dem merkwürdigen Mädchen, das bei den Franzosen stand. Das also war Alais. Sie hatte langes braunes Haar, eine gerade, kleine Nase und starrte Richard eindringlich an. Nora fragte sich, wie es sich wohl anfühlte,

zum ersten Mal den Mann anzusehen, von dem man wusste, dass man ihn heiraten würde. Sie stellte sich vor, wie Alais Richard küsste, und verzog das Gesicht.

Auf dem Stuhl vor ihr saß steif die Königin und zog die Mundwinkel herunter. Ihrer Mutter gefiel das auch nicht.

Bis sie alt genug war, um Richard zu heiraten, würde Alais bei ihnen leben, bei seiner Familie. Nora wurde unbehaglich: Hier kam Alais an einen fremden Ort, so wie Mattie an einen fremden Ort gegangen war, und sie würden sie niemals wiedersehen. Sie erinnerte sich daran, wie Mattie geweint hatte, als man es ihr sagte. Aber Mama, hatte sie weinend gesagt, er ist so schrecklich alt. Nora presste die Lippen zusammen, und ihre Augen brannten.

Ihr nicht. Ihr würde das nicht passieren. Sie würde sich nicht wegschicken lassen. Wegschenken lassen. Sie wollte etwas anderes, aber sie wusste nicht, was. Sie hatte schon mit dem Gedanken gespielt, Nonne zu werden, aber die hatten so wenig zu tun.

Richard kniete sich hin, legte seine Hände zwischen die langen, knorrigen Hände des Königs von Frankreich und stand dann auf. Sein Kopf senkte sich, als würde er bereits eine kleine Krone tragen. Er lächelte strahlender als die Sonne. Dann trat er wieder zurück zu der Familie, und der Herold nannte Gottfrieds Namen. Er würde jetzt der Herzog der Bretagne werden und irgendeine andere Fremde heiraten.

Nora schlang die Arme um die Schultern. Diesen Ruhm würde sie niemals erleben, sie würde nichts bekommen, sondern nur dastehen und zusehen. Sie warf erneut einen Blick auf Prinzessin Alais; das Mädchen sah auf seine Hände, traurig.

Johanna gähnte plötzlich, ließ Noras Hand los und setzte sich hin.

Dann trat jemand anders vor sie. Er hatte die Hände weit ausgebreitet und redete mit lauter, kräftiger Stimme. »My-

lord von England, wie wir vereinbart haben, bitte ich Euch jetzt, den Erzbischof von Canterbury zu empfangen und Eure Freundschaft zu erneuern, den Streit zwischen Euch beizulegen, zum Wohl Eurer beiden Königreiche und der Heiligen Mutter Kirche.«

Die Menschenmenge um sie herum schrie plötzlich, als ein Mann über das Feld vor die Könige trat. Er trug einen langen schwarzen Mantel über einem weißen Gewand, und auf seiner Brust hing ein großes Kreuz. Der Stock in seiner Hand hatte eine gebogene Spitze wie eine Schnecke. Diesmal schrien die Menschen um sie herum vor Aufregung. Und hinter ihr murmelte jemand: »Becket schon wieder. Diesen Kerl wird man einfach nicht los.«

Nora kannte den Namen, aber sie wusste nicht mehr, wer dieser Becket war. Er schritt langsam auf sie zu, ein großer, hagerer Mann, und jetzt sah sie, wie schäbig seine Kleidung war. Er sah aus wie ein Gemeiner, aber er ging wie ein Lord. Alle beobachteten ihn. Als er vor ihrem Vater stehen blieb, sanken das Murmeln und die Unruhe in der Menge zu einer atemlosen Stille herab. Der hagere Mann kniete sich vor den König, legte den Stab zur Seite und ließ sich dann auf dem Boden nieder, mit gespreizten Armen und Beinen, wie eine Fußmatte. Nora rückte ein Stück zur Seite, damit sie ihn in der Lücke zwischen ihrer Mutter und ihrem Vater sehen konnte. Die Menge kam ebenfalls näher, die Menschen beugten sich vor, um ebenfalls besser sehen zu können.

»Mein gütiger Herr«, begann er salbungsvoll, »ich bitte Euch um Verzeihung für all meine Verfehlungen. Niemals war ein Herrscher gläubiger als Ihr und noch nie ein Untertan treuer als ich, und ich komme voller Hoffnung auf Vergebung, nicht wegen meiner Tugend, sondern wegen Eurer.«

Ihr Vater stand auf. Er sah plötzlich sehr fröhlich aus, sein Gesicht war gerötet, und seine Augen strahlten. Der hagere Mann sprach weiter, das Gesicht zu Boden gerichtet, demü-

tig, flehentlich, und der König trat zu ihm herab, streckte die Hände aus, um ihn vom Boden hochzuheben.

»Ich unterwerfe mich Euch, mein Herr«, fuhr Becket fort, »von jetzt und immerdar in allen Angelegenheiten, bis auf die der Ehre Gottes.«

Der Kopf der Königin ruckte hoch. Hinter Nora stieß jemand keuchend die Luft aus, und ein anderer murmelte: »Verdammter Narr.« Und vor ihnen allen, über Becket gebeugt, mit ausgestreckten Händen, hielt Papa inne. Ein Pulsieren schien durch die Menge zu laufen.

»Was hat das zu bedeuten?«, verlangte der König zu wissen.

Becket erhob sich. Wo seine Knie sich auf den Boden gedrückt hatten, war seine Robe beschmutzt. Er stellte sich gerade hin, mit hoch erhobenem Kopf. »Ich kann nicht die Rechte Gottes aufgeben, Mylord, aber in allem anderen ...«

Ihr Papa stürzte sich förmlich auf ihn. »So war das nicht besprochen! Dem habe ich nicht zugestimmt!«

Becket wich nicht zurück, groß wie ein Kirchturm, als säße Gott auf seiner Schulter. »Ich muss für die Ehre des Herrn des Himmels und der Erde eintreten.«

»*Ich* bin dein Herr!« Der König war nicht mehr fröhlich. Seine Stimme hallte laut über das Feld. Niemand sonst rührte sich oder sagte ein Wort. Er trat einen Schritt auf Becket zu und ballte die Faust. »Das Königreich gehört *mir*! Keine andere Autorität soll hier herrschen! Gott oder nicht, kniet nieder, Thomas, gebt Euch ganz in meine Hand, oder geht als gebrochener Mann!«

Louis, der französische König, eilte von seinem Podest auf sie zu, aber sein heftiges Gemurmel verklang unbeachtet. Becket rührte sich nicht von der Stelle. »Ich bin Gott geweiht. Diese Pflicht kann ich nicht einfach abwaschen.«

Noras Vater brüllte: »Ich bin König, niemand sonst, du Kröte, du Dummkopf, niemand anders als ich! Du verdankst mir alles! *Mir!*«

»Papa! Mylord...« Jung-Heinrich machte einen Schritt nach vorn, aber ihre Mutter streckte die Hand aus, packte seinen Arm und hielt ihn fest. Aus der Menschenmenge erhoben sich weitere Stimmen. Nora bückte sich und versuchte, Johanna vom Boden hochzuziehen.

»Ich lasse nicht zu, dass man mich geringschätzt! Ehre *mich* und nur mich!« Die Stimme ihres Vaters klang wie eine Fanfare, und die Menschenmenge wurde wieder still. Der König von Frankreich legte eine Hand auf den Arm ihres Papas und sagte etwas, aber Papa fuhr herum und schüttelte seine Hand ab.

»Von nun an wird er ständig die Ehre Gottes anführen, wann immer etwas geschieht, dem zu gehorchen ihm missfällt. Das müsst Ihr doch begreifen! Er hat nichts aufgegeben, er wird mir keinen Respekt erweisen – nicht einmal den Respekt eines Schweins für den Schweinehirten!«

Die Menge keuchte. »Gott segne den König!«, schrie jemand. Nora sah sich unbehaglich um. Die Leute hinter ihr bewegten sich, schlurften hin und her, wichen zurück, als würden sie langsam davonlaufen. Eleanor hielt immer noch Jung-Heinrich fest, der jetzt leise wimmerte. Richard stand stocksteif da, sein ganzer Körper war gekrümmt, und er hatte den Unterkiefer wie ein Fisch vorgeschoben. Der französische König hatte Becket am Ärmel gepackt, zerrte ihn davon und sprach drängend in sein Ohr. Becket wandte den Blick jedoch nie von Noras Vater ab. Seine Stimme war so laut wie die Trompete eines Erzengels.

»Ich bin der Ehre Gottes verpflichtet!«

Mitten in dem Getümmel warf Noras Vater die Arme hoch, als wollte er losfliegen; er stampfte mit dem Fuß auf, als wollte er die Erde spalten, und brüllte: »Schafft ihn hier weg, bevor ich ihn umbringe! Gottes Ehre! Bei Gottes rundem, weißem Arsch! Schafft ihn weg, bringt ihn fort!«

Seine Wut vertrieb die Menge. Füße trampelten hastig, als der französische König, seine Wachen und Bediensteten

Thomas Becket wegschafften. Noras Vater brüllte erneut, stieß Flüche und Drohungen aus, fuchtelte mit den Armen, und sein Gesicht war so rot wie rohes Fleisch. Jung-Heinrich riss sich von Eleanor los und stürmte zu ihm.

»Mylord...«

Der König fuhr mit ausgestrecktem Arm herum und stieß ihn mit dem Handrücken zu Boden. »Halt dich da raus!«

Nora sprang hoch. Doch noch bevor Richard und Gottfried reagieren konnten, bewegte sich Eleanor bereits; sie erreichte Jung-Heinrich mit wenigen Schritten, und als er hochsprang, zerrte sie ihn hastig davon. Eine Schar ihrer Lakaien folgte ihr auf dem Fuß.

Nora fiel auf, dass sie die Luft anhielt. Johanna war endlich ebenfalls aufgestanden und schlang ihre Arme um Noras Taille. Nora umarmte ihre Schwester. Gottfried lief hinter der Königin her, während Richard stehen blieb, die Hände schlaff an den Seiten herunterhängend, und zusah, wie der König immer mehr in Wut geriet. Dann drehte er sich auf dem Absatz um und lief rasch hinter seiner Mutter her. Nora keuchte. Sie und Johanna waren ganz allein, mitten auf dem Feld. Die Zuschauer hatten sich immer weiter entfernt.

Der König sah sie und wurde ruhiger. Er blickte sich um, bemerkte, dass niemand mehr da war, und ging dann steif auf sie zu.

»Geht... Lauft weg! Alle anderen lassen mich ebenfalls im Stich! Lauft! Seid ihr dumm?«

Johanna versteckte sich hinter Nora, die hoch aufgerichtet dastand und die Hände hinter dem Rücken verschränkte. So stand sie auch da, wenn die Priester mit ihr sprachen. »Nein, Papa.«

Sein Gesicht war immer noch tiefrot, seine Stirn schweißnass. Sein Atem stank so, dass sie fast würgen musste. Er sah sie von oben bis unten an. »Willst du auch mit mir zanken wie deine verfluchte Mutter?«

»Nein, Papa«, erwiderte sie überrascht. »Du bist der König.«

Es zuckte in seinem Gesicht, und die Röte verschwand rasch. Seine Stimme wurde ruhiger, er sprach langsamer. »Also ist wenigstens eine von euch treu.« Er drehte sich um und ging davon. Dabei hob er einen Arm. Seine Männer kamen von allen Seiten zu ihm gelaufen. Einer führte Papas großes schwarzes Pferd am Zügel, und der König stieg auf. Über all den Männern thronend, die ihn zu Fuß umringten, verließ er das Feld. Nachdem er verschwunden war, trottete Richard über das Gras, um Nora und Johanna zu holen.

»Warum kann ich nicht...?«

»Weil ich dich kenne«, fiel Richard ihr ins Wort. »Wenn ich dich einfach herumlaufen lasse, gerätst du nur in Schwierigkeiten.« Er hob sie auf den Karren, auf dem bereits Johanna und das französische Mädchen saßen. Nora ließ sich wütend auf die Bank fallen; schließlich fuhren sie nur zum Hügel. Er hätte sie auch auf ihrem Pony reiten lassen können. Eine Peitsche knallte, und der Karren setzte sich in Bewegung. Sie lehnte sich an den Rand und starrte ins Leere.

Alais saß neben Nora und sprach sie plötzlich an, auf Französisch. »Ich weiß, wer du bist.«

Nora fuhr erschrocken zu ihr herum. »Ich weiß auch, wer du bist«, erwiderte sie.

»Dein Name ist Eleonora, und du bist die zweitälteste Schwester. Ich spreche Französisch, Latein, und ich kann lesen. Kannst du auch lesen?«

Nora nickte. »Ja, sie lassen mich die ganze Zeit lesen.«

Alais warf einen Blick über die Schulter; ihre Lakaien gingen hinter dem Karren her, aber niemand war so nah, dass er sie hätte hören können. Johanna stand in der anderen Ecke, warf Strohhalme über den Rand und beugte sich hinaus, um zu sehen, wohin sie fielen. »Wir sollten Freundinnen sein«, sagte Alais leise. »Denn wir werden Schwestern sein und sind fast gleich alt.« Sie betrachtete Nora nach-

denklich von Kopf bis Fuß, was Nora Unbehagen bereitete; sie zappelte unsicher unter dem Blick. Ihr schoss der Gedanke durch den Kopf, dass dieses Mädchen Matties Platz einnahm. Es ärgerte sie. »Ich bin nett zu dir, wenn du nett zu mir bist«, sagte Alais.

»Also gut. Ich ...«, setzte Nora an.

»Aber ich gehe zuerst, glaube ich, weil ich älter bin.«

Nora versteifte sich und zuckte dann zusammen, als die Menschen um sie herum jubelten. Der Karren rollte auf die Straße, die hinauf zur Burg führte. Sie war von Menschentrauben gesäumt, die laut schrien. Aber sie riefen nicht ihretwegen oder wegen Alais; sie schrien Richards Namen, immer und immer wieder. Richard ritt vor ihnen, mit unbedecktem Kopf, ohne auf die Jubelrufe zu achten.

Alais drehte sich wieder zu ihr um. »Wo lebst du?«

»Manchmal in Poitiers, aber ...«

»Mein Vater sagt immer, dein Vater hätte alles, Geld, Juwelen, Seide und Sonnenlicht, und alles was wir in Frankreich hätten, wären Frömmigkeit und Freundlichkeit.«

Das verstimmte Nora. »Wir sind auch freundlich.« Aber es freute sie, dass Alais bemerkte, wie großartig ihr Vater war. »Und fromm sind wir auch.«

Die französische Prinzessin wandte ihr spitzes kleines Gesicht ab und wirkte plötzlich erschöpft. Zum ersten Mal klang ihre Stimme unsicher. »Das hoffe ich.«

Noras Herz klopfte unregelmäßig in ihrer Brust, voller Mitleid. Johanna krabbelte auf dem Boden des Karrens herum, auf der Suche nach weiteren Dingen, die sie hinauswerfen konnte. Nora fand ein paar Kieselsteine in der Ecke und schob sie ihr hin. Neben Nora starrte Alais jetzt auf ihre Hände. Sie war zusammengesackt, und Nora fragte sich, ob sie gleich weinen würde. Sie selbst würde möglicherweise weinen, wenn ihr so etwas geschehen würde.

Sie rückte näher an das Mädchen heran, bis sie es berührte. Alais hob hastig den Kopf und sah sie erschrocken

an. Nora lächelte, und dann krochen ihre Hände aufeinander zu, und sie schlangen ihre Finger zusammen.

Aber sie fuhren nicht bis zum Schloss hinauf. Die jubelnde Menge begleitete sie über die Straße und auf einen gepflasterten Platz, an dessen Seite eine Kirche stand. Dort bog der Karren in die andere Richtung ab und fuhr durch ein hölzernes Tor. Über ihnen erhob sich ein großes Haus mit hölzernen Wänden, zwei Reihen von Fenstern und einem schweren Giebel. Der Karren hielt an, und alle stiegen ab. Richard führte sie durch die breite Eingangstür.

»Mama ist oben«, sagte er.

Sie standen in einer dunklen Eingangshalle, in der sich Bedienstete und Gepäck drängten. Ein Lakai führte Alais weg. Nora stieg die steilen, unregelmäßigen Stufen hinauf und zog Johanna an der Hand hinter sich her. Johanna war hungrig, was sie bei jedem Schritt äußerte. Sie erreichten den Treppenabsatz. Dahinter lag auf beiden Seiten des Ganges ein Raum. Nora hörte die Stimme ihrer Mutter.

»Noch nicht«, sagte die Königin. Nora ging in den großen Raum und sah ihre Mutter und Jung-Heinrich auf der gegenüberliegenden Seite; die Königin hatte ihre Hand auf seinen Arm gelegt. »Die Zeit ist noch nicht reif. Überstürze nichts. Wir müssen loyal erscheinen.« Sie sah die Mädchen, und ein Lächeln schob sich über ihr Gesicht wie eine Maske. »Kommt her, Mädchen!« Aber gleichzeitig schob sie mit der Hand Jung-Heinrich weg. »Geh«, befahl sie ihm. »Er wird nach dir schicken; es ist besser, wenn du nicht hier gefunden wirst. Und nimm Gottfried mit.« Jung-Heinrich drehte sich auf dem Absatz um und verließ den Raum.

Nora fragte sich, was wohl »überstürzen« bedeutete. Kurz stellte sie sich vor, wie Leute sich auf einer Klippe vorbeugten und hinunterfielen. Sie ging zu ihrer Mutter, und Eleanor umarmte sie.

»Es tut mir leid«, sagte ihre Mama. »Ich entschuldige mich für deinen Vater.«

»Mama.«

»Hab keine Angst vor ihm.« Die Königin nahm Johannas Hand in ihre und redete mit ihren Töchtern, während sie die beiden abwechselnd ansah. »Ich werde euch beschützen.«

»Ich habe keine ...«

Ihre Mutter hob den Blick, über Noras Kopf hinweg. »Was gibt es?«

»Der König will mich sehen«, sagte Richard hinter Nora. Sie fühlte, wie er seine Hand auf ihre Schulter legte.

»Nur dich?«

»Nein. Jung-Heinrich und Gottfried auch. Wo sind sie?«

Noras Mutter zuckte mit den Schultern. Ihr ganzer Körper schien sich dabei zu bewegen, die Schultern, der Kopf, die Hände. »Ich habe keine Ahnung«, sagte sie. »Aber du solltest gehen.«

»Ja, Mama.« Richard drückte Noras Schulter und verließ den Raum.

»Wohlan.« Eleanor lehnte sich zurück, Johannas Hand immer noch in ihrer. »Also, Mädchen ...«

Nora runzelte verwirrt die Stirn. Ihre Mutter wusste sehr genau, wo ihre Brüder waren, denn sie hatte sie ja gerade erst hinausgeschickt. Dann drehte sich ihre Mutter zu ihr herum.

»Hab keine Angst.«

»Mama, ich habe keine Angst.« Dann kam ihr der Gedanke, dass ihre Mutter vielleicht irgendwie wollte, dass sie Angst hatte.

Johanna schlief bereits, schmiegte sich fest an Noras Rücken. Nora lag da, den Arm unter ihren Kopf gelegt. Sie war überhaupt nicht müde. Sie dachte über den Tag nach, über ihren großartigen Vater und ihre wunderschöne Mutter, darüber, dass ihre Familie alles regierte und sie eine von ihnen war. Sie stellte sich vor, wie sie auf einem großen Pferd galoppierte und alle jubelnd ihren Namen riefen. Sie trug eine

Lanze mit einem Banner an der Spitze und kämpfte für den Ruhm von irgendetwas. Oder um jemanden zu retten. Irgendetwas Stolztes, gewiss, aber auch Tugendhaftes. Sie erappte sich dabei, wie sie sich auf ihrem imaginären Pferd vor und zurück wiegte.

Eine Kerze am Ende des Zimmers warf ein gedämpftes Licht durch den langen, schmalen Raum; sie konnte die Bretter der gegenüberliegenden Wand sehen und das laute Schnarchen der Frau hören, die neben der Tür schlief. Die anderen Lakaien waren in die Halle hinabgegangen. Sie fragte sich, was da unten wohl passierte, weil sie alle dorthin gehen wollten. Dann huschte jemand durch die Dunkelheit und kniete sich zu ihrer Überraschung neben ihr Bett.

»Nora?«

Es war Alais. Nora stützte sich auf die Ellbogen, erschrocken, doch noch während sie sich bewegte, kroch Alais in ihr Bett.

»Lass mich zu dir, bitte. Bitte, Nora. Ich musste alleine schlafen.«

Sie konnte zwar wegen Johanna nicht zur Seite rücken, um ihr Platz zu machen, aber sie ließ das andere Mädchen trotzdem ins Bett. »In Ordnung.« Sie schlief auch nicht gerne allein. Es war kalt und manchmal auch einsam. Sie schlug die Decke zurück, und Alais kroch neben sie.

»Das hier ist ein hässlicher Ort. Ich dachte, ihr alle würdet an wunderschönen Orten wohnen.«

»Wir leben hier nicht«, erwiderte Nora. Sie schmiegte sich dichter an Johanna, und ohne aufzuwachen, murmelte ihre kleine Schwester etwas und rückte zurück, gab ihr mehr Raum. Aber Alais lag immer noch dicht an ihr. Sie konnte den Atem des französischen Mädchens riechen, nach Fleisch und säuerlich. Steif und hellwach lag sie da. Jetzt würde sie überhaupt nicht mehr einschlafen.

Alais schmiegte sich in die Matratze; die Seile darunter knarrten. Dann flüsterte sie: »Hast du schon Tittchen?«

Nora zuckte leicht zusammen. »Was?« Sie wusste nicht, was Alais meinte.

»Rundungen, Dummerchen.« Alais drehte sich herum und zog an der Decke. Dabei stieß sie mit dem Ellbogen gegen Nora. »Brüste. Wie die hier.« Sie packte Noras Hand und zog, fuhr mit ihrer Hand über ihre Brust. Nora fühlte kurz weiche Rundungen unter ihren Fingern.

»Nein.« Sie versuchte ihre Hand aus Alais' Griff zu befreien, aber die hielt sie fest.

»Du bist ja nur ein Baby.«

Endlich konnte Nora ihre Hand befreien und drückte sich heftig gegen Johanna, in dem Versuch, mehr Platz zu bekommen. »Ich bin ein großes Mädchen!« *Johanna* war das Baby. Sie versuchte wieder das Gefühl zu bekommen, wie sie auf dem großen Pferd galoppierte, das Gefühl von Ruhm, Stolz und Größe. »Eines Tages werde ich König werden!«, platzte sie heraus.

Alais lachte höhnisch. »Mädchen werden keine Könige, Dummerchen! Mädchen sind nur Frauen.«

»Ich meine wie meine Mutter. Meine Mutter steht ebenso hoch wie ein König.«

»Deine Mutter ist böse.«

Nora stieß einen wütenden Laut aus. »Meine Mutter ist nicht ...!«

»Schhh! Du wirst noch alle aufwecken. Es tut mir leid, es tut mir leid. Aber alle sagen es. Ich habe es nicht so gemeint. Du bist kein Baby.« Alais berührte sie flehentlich. »Bist du noch meine Freundin?«

Nora fand Freundinnen zu sein schwieriger, als sie erwartet hatte. Unauffällig drückte sie ihre Handfläche gegen ihre knochige Brust.

Alais schmiegte sich wieder an sie. »Wenn wir Freundinnen sein wollen, müssen wir eng zusammenbleiben. Wohin gehen wir als Nächstes?«

Nora zog die Decke um sich und stopfte das Tuch zwi-

schen sich und Alais. »Ich hoffe nach Poitiers, mit Mama. Ich hoffe, ich komme dorthin, an den fröhlichsten Hof der ganzen Welt.« Wütend platzte sie heraus: »Überall ist es besser als in Fontrevault. Meine Knie sind so wund.«

Alais lachte. »Ein Nonnenkloster? Sie haben mich auch in solche Klosterschulen geschickt. Sie haben mich sogar gezwungen, Kutten zu tragen.«

»Oh, wie ich sie hasse!«, sagte Nora. »Sie kratzen so.«

»Und sie stinken.«

»Nonnen stinken«, sagte Nora. Sie erinnerte sich an etwas, das ihre Mutter gesagt hatte. »Wie alte Eier.«

Alais kicherte. »Du bist witzig, Nora. Ich mag dich sehr.«

»Nun, meine Mutter musst du aber auch mögen, wenn du mit nach Poitiers kommen willst.«

Wieder hob Alais die Hand und berührte Nora, streichelte sie. »Das werde ich. Ich verspreche es.«

Nora legte den Kopf auf ihren Arm, erfreut und müde. Vielleicht war Alais doch nicht so schlecht. Sie war eine hilflose Jungfrau, und Nora konnte sie verteidigen wie ein echter Ritter. Ihr fielen die Augen zu. Und einen Moment, bevor sie einschlief, fühlte sie das Pferd wieder unter sich galoppieren.

Nora hatte Brotkrumen vom Frühstück aufgehoben. Sie verteilte sie gerade auf dem Fensterbrett, als die Kinderfrau rief. Sie verteilte die Krumen weiter. Die kleinen Vögel waren im Winter hungrig. Die junge Frau packte Noras Arm und zog sie vom Fenster weg.

»Kommt her, wenn ich Euch rufe!« Die Kinderfrau zog ihr grob ein Kleid über den Kopf. Nora kämpfte sich durch das viele Tuch, bis sie endlich den Kopf durch die Öffnung stecken konnte. »Und jetzt setzt Euch, damit ich Euer Haar bürsten kann.«

Nora gehorchte; sie blickte wieder zum Fenster, und die Kinderfrau zwickte sie in den Arm. »Sitzt still!«

Nora presste die Lippen zusammen, ärgerlich und traurig. Sie wünschte, die Kinderfrau würde wieder zurück nach Deutschland gehen. Sie kauerte auf dem Stuhl und versuchte, aus dem Augenwinkel weiter das Fenster zu beobachten.

Die Bürste fuhr durch ihr Haar. »Wie schafft Ihr es nur, Euer Haar so zu verfilzen?«

»Au!« Nora wich dem Zug der Bürste aus, aber die Kinderfrau zerrte sie wieder auf den Hocker zurück.

»Sitzen bleiben! Dieses Kind ist wirklich ein Teufel!« Sie schlug ihr mit der Bürste hart auf die Schulter. »Wartet nur, bis wir Euch wieder in die Klosterschule gebracht haben, Ihr kleiner Teufel.«

Nora wurde ganz steif. Auf dem Hocker neben ihr drehte sich Alais plötzlich zu ihr um, die Augen weit aufgerissen. Nora rutschte von dem Hocker.

»Ich gehe und suche meine Mama!« Sie lief zur Tür. Die Kinderfrau griff nach ihr, aber sie wich der Hand der Frau aus und lief schneller.

»Kommt zurück!«

»Ich gehe und suche meine Mama!«, wiederholte Nora, warf der Kinderfrau einen scharfen Blick zu und öffnete die Tür.

»Warte auf mich«, sagte Alais.

Die Dienstmädchen verfolgten sie; Nora lief die Treppe hinunter, immer ein kleines Stück vor den Frauen. Sie hoffte, dass ihre Mama unten in der Halle war. Auf den Stufen glitt sie an irgendwelchen Lakaien vorbei, die von unten hochkamen und den Kinderfrauen den Weg versperrten und sie aufhielten.

Alais war direkt hinter ihr, immer noch verschreckt. »Ist das auch richtig? Nora?«

»Komm weiter!« Erleichtert sah sie, dass die Halle voller Menschen war, was bedeutete, ihre Mutter war dort. Sie lief hinein, vorbei an Männern in langen, eleganten Roben, die

wartend herumstanden. Sie schob sich an ihnen vorbei bis nach ganz vorn.

Da saß ihre Mutter, und Richard stand neben ihr. Die Königin las einen Brief. Ein fremder Mann stand demütig vor ihr, die Hände gefaltet, während sie las. Nora lief an ihm vorbei.

»Mama!«

Eleanor hob erstaunt den Kopf. »Was machst du hier?« Sie sah an Nora und Alais vorbei in die Menge und richtete ihren Blick dann wieder auf Nora. »Komm, setz dich und warte; ich bin beschäftigt.« Sie widmete sich wieder dem Brief in ihrer Hand. Richard warf Nora ein fröhliches Lächeln zu. Sie trat an ihm vorbei, hinter den Stuhl ihrer Mama, und drehte sich dann zum Raum um. Die Kinderfrauen drängten sich ebenfalls in den Raum, aber sie konnten sie jetzt nicht mehr erreichen. Alais lehnte sich gegen sie, bleich, und blinzelte heftig.

Vor ihnen, den Rücken zu ihnen gekehrt, legte Eleanor den Brief zur Seite. »Ich werde darüber nachdenken.«

»Euer Hoheit.« Der demütige Mann verbeugte sich und wich rückwärts zurück. Ein anderer Mann, in einem roten Mantel, trat vor, ebenfalls einen Brief in der Hand. Die Königin griff danach und warf Richard neben sich einen kurzen Blick zu.

»Warum wollte dein Vater dich letzte Nacht sehen?«

»Was hast du vor?«, flüsterte Alais. Nora stieß sie mit dem Ellbogen an; sie wollte hören, was ihr Bruder sagte.

»Er hat mich gefragt«, antwortete Richard, »wo Jung-Heinrich ist.« Er trat von einem Fuß auf den anderen. »Er war betrunken.«

Die Königin las den neuen Brief. Dann drehte sie sich zu einem Tischchen auf der anderen Seite um, nahm einen Gänsekiel zur Hand und tauchte die Spitze in ein Tintenfass. »Du solltest das hier ebenfalls unterschreiben, da du jetzt Herzog bist.«

Bei ihren Worten warf sich Richard in die Brust, machte sich größer und straffte die Schultern. Die Königin drehte sich zu Nora um.

»Was soll das hier?«

»Mama.« Nora trat dichter an die Königin heran. »Wohin gehen wir? Ich meine, nach dem hier?«

Ihre Mutter betrachtete sie mit ihren grünen Augen, und ein kleines Lächeln spielte um ihre Lippen. »Nach Poitiers, dachte ich.«

»Ich möchte nach Poitiers.«

»Ja, natürlich«, erwiderte ihre Mama.

»Und Alais auch?«

Der Blick der Königin glitt zu Alais, die an der Wand stand. Das Lächeln wurde etwas kühler. »Ja, natürlich. Guten Tag, Prinzessin Alais.«

»Guten Tag, Euer Hoheit.« Alais machte einen kleinen Knicks. »Danke, Euer Hoheit.« Sie sah Nora strahlend und glücklich an, die den Blick triumphierend erwiderte. Dann schaute sie zu ihrer Mutter, stolz, weil sie alles tun konnte.

»Du hast gesagt, du würdest uns beschützen, weißt du noch?«

Das Lächeln der Königin verstärkte sich, und sie neigte den Kopf zur Seite. »Ja, natürlich. Ich bin deine Mutter.«

»Beschützt du Alais auch?«

Jetzt lachte die Königin tatsächlich laut. »Nora, du wirst gefährlich werden, wenn du älter bist. Ja, Alais selbstverständlich auch.«

Auf der anderen Seite des Stuhls richtete sich Richard auf, nachdem er unterschrieben hatte, und Eleanor nahm ihm den Brief und auch den Gänsekiel ab. Nora blieb, wo sie war, mitten im Geschehen, und hoffte, dass ihre Mutter ihre Aufmerksamkeit wieder auf sie richtete. »Wenn ich wirklich Herzog bin«, sagte Richard, »gebe ich dann auch Befehle?«

Wieder lächelte die Königin und sah ihn an, wie sie niemanden anderen ansah. »Selbstverständlich. Da du ja jetzt

Herzog bist.« Sie schien wieder lachen zu wollen. Nora fragte sich, was ihre Mama so komisch fand. Eleanor legte den Brief auf den Tisch und kratzte eilig mit dem Gänsekiel darüber.

»Ich will zum Ritter geschlagen werden«, sagte ihr Bruder. »Und ich will ein neues Schwert.«

»Wie du willst, Euer Gnaden«, erwiderte ihre Mutter, in deren Stimme immer noch ein ersticktes Lachen mitschwang. Sie nickte langsam, als würde sie den Kopf neigen. Dann gab sie dem Mann in dem roten Mantel den Brief zurück. »Ihr könnt sofort damit beginnen.«

»Gott segne Eure Hoheit. Danke.« Der Mann verbeugte sich mit steifem Oberkörper wie eine Ente. Eine weitere Person trat vor, ebenfalls ein Papier in der Hand. Nora wippte auf ihren Zehen, weil sie nicht gehen wollte. Die Kinderfrauen warteten immer noch am Rand des Raumes, mit grimmiger Miene, die Blicke fest auf die Mädchen gerichtet, als könnte ihr Starren sie zurückholen. Sie wünschte sich, dass ihre Mutter sie ansehen, wieder mit ihr reden würde. Dann ertönte am Ende der Halle eine harte, laute Stimme.

»Platz für den König von England!«

Eleanor setzte sich aufrecht hin, und Richard trat sofort wieder an ihre Seite. Der ganze Raum geriet plötzlich in Bewegung. Männer schlurften hastig zur Seite, drängten sich aneinander und verbeugten sich. Durch die so plötzlich gebildete Gasse kam Noras Papa. Nora trat hastig hinter den Stuhl der Königin, neben Alais an der Wand.

Nur die Königin blieb auf ihrem Stuhl sitzen. Ihr Lächeln war verschwunden. Alle anderen hatten sich tief verbeugt. Der König trat vor Eleanor, und hinter ihm leerte sich die Halle rasch. Selbst die Kinderfrauen gingen hinaus. Zwei Männer ihres Vaters standen rechts und links neben der Tür wie Wachen.

»Mylord«, sagte die Königin. »Ihr solltet Euch ankündigen; dann wären wir besser auf Euch vorbereitet.«

Noras Papa stand da und blickte auf seine Frau hinab. Er trug dieselbe Kleidung wie am Tag zuvor. Seine großen Hände lagen an seinem Gürtel. Seine Stimme klang hart, als ginge er über Kies. »Ich dachte, ich würde mehr sehen, wenn ich unangekündigt käme. Wo sind die Jungen?« Sein Blick glitt zu Richard. »Die anderen Jungen.«

Die Königin zuckte mit den Schultern. »Wollt Ihr Euch setzen, Mylord?« Ein Diener hastete mit einem Stuhl für ihn heran. »Bring meinem Herrn, dem König, einen Becher Wein.«

Der König ließ sich auf den Stuhl fallen. »Glaub nicht, ich wüsste nicht, was du tust.« Er drehte den Kopf und sah Nora, die direkt hinter der Königin stand. Sein Blick schien sie zu durchbohren. Nora zuckte unbehaglich zusammen.

»Mylord«, erwiderte Eleanor. »Ich bin nicht sicher, was Ihr meint.«

»Du bist eine so schlechte Lügnerin, Eleanor.« Der König drehte sich auf dem Stuhl herum, packte Noras Hand und zog sie zwischen den beiden Stühlen hindurch und vor sie beide. »Dieses kleine Mädchen hat gestern gut geredet, nachdem der Rest von euch davongelaufen war. Ich glaube, sie sagt die Wahrheit.«

Nora stand vor ihnen und legte die Hände auf den Rücken. Ihr Mund war trocken, und sie schluckte einmal. Ihre Mutter lächelte sie an. »Nora besitzt Verstand. Begrüße deinen Vater, Liebes.«

»Gott sei mit dir, Papa.«

Er starrte sie an. Um die schwarzen Pupillen herum waren seine Augen blau wie der Himmel. Er hob eine Hand und zupfte vorsichtig an der Vorderseite ihres Kleides. Unter dem Tuch zuckte ihr Körper vor seiner Berührung zurück. Er glättete jedoch nur den Stoff des Kleides. Ihre Mutter drehte sich auf dem Stuhl herum und sah zu. Hinter ihr stand Richard mit gerunzelter Stirn.

»Also. Du bist gerade aus der Klosterschule gekommen, nicht wahr? Gefällt es dir dort?«

Sie fragte sich, was sie sagen sollte. Sie entschied sich für die Wahrheit. »Nein, Papa.«

Er lachte. Die schwarzen Punkte wurden größer und dann wieder kleiner. »Was denn, du willst keine Nonne werden?«

»Nein, Papa, ich will ...« Zu ihrer Überraschung hatte sich ihr Wunsch verändert. Sie nahm ihren ganzen Mut zusammen. »Ich will ein Held werden.«

Eleanor lachte leise, und der König schnaubte. »Nun, dafür hat dir Gott den falschen Körper gegeben.« Sein Blick glitt an ihr vorbei. »Wohin gehst du?«

»Nirgendwohin, Mylord«, antwortete Richard gelassen.

Der König lachte erneut, so dass sich seine Zähne zeigten. Er roch säuerlich, nach altem Bier und schmutziger Kleidung. Er beobachtete Nora, aber er sprach mit ihrer Mutter.

»Ich will meine Söhne sehen.«

»Sie sind sehr beunruhigt«, erwiderte die Königin, »über das, was mit Becket passiert ist.«

»Ich kümmere mich um Becket. Halt dich da raus.« Der Bedienstete kam mit einem Becher Wein, und der König nahm ihn. Nora trat unruhig von einem Fuß auf den anderen. Sie wollte hier weg, denn die Worte ihrer Eltern durchschnitten die Luft wie Messer.

»Die Art, wie Ihr Euch um Becket kümmert, bringt uns alle in eine bedrohliche Lage«, sagte ihre Mutter.

»Bei Gottes Tod!« Er setzte den Becher an die Lippen und leerte ihn. »Ich wusste nicht, dass er so sehr nach dem Martyrium giert. Du hast ihn gesehen. Er sieht jetzt schon aus wie ein alter Mann. Er ist eine wandelnde Warnung vor der Tugend, wenn sie einen in so einen Storch verwandelt.«

Ihre Mutter sah sich in dem Raum um. »Nein, Ihr habt recht. Es dient Eurer Rechtsprechung nicht sonderlich, wenn die Hälfte der Männer des Königreichs Euch missachtet.«

Er fuhr zu ihr herum, angespannt. »Niemand missachtet mich.«

Sie erwiderte den Blick und lächelte, aber es war kein

